

in, Stahlw. Büro



NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE

JANUAR 1959

POSTVERLAGSORT DORTMUND

WESTFALENHÜTTE

Kleine Stahlwerk Bestellkarte



WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der

Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund
11. Jahrgang - Nr. 1 - Januar 1959

Unsere Bilder:

Titelbild: Die Hütte bei Nacht

Nebstehend: Beim Buttern

Aus dem Inhalt:

Wenn ein neues Jahr beginnt
Atempause bei Stahl
Einer fehlte am Silvesterabend
Leben und Sterben der Menschen in der Welt

Haftung und strafrechtliche Verantwortlichkeit bei Unfällen im Betrieb
Kampf dem Unfall

Der gesetzliche Güterstand der Zugewinnsgemeinschaft nach dem Gleichberechtigungsgesetz

ABC der Erinnerungen

Unsere offene Tür

Brauchbare Vorschläge — greifbare Belohnung

Unsere Ehrentafel

Unsere Weihnachtsfeiern

Wir kommentieren und glossieren

Technik und Produktion

Blick in die Presse

Das interessiert die Frau

Das „Schweizerhaus“

Mode

Das Krampfaderleiden

Hobby Fußball

Für unsere Fotofreunde

Die Brücke

Zweimal gut anschauen

Alles aus Papier

Wir machen es selber

Unser Briefkasten

Das ist meine Meinung

Die Osteide

Aus unserer Heimat

Wir bauen ein Vogelhaus

Kurz gelacht

Das Rätsel

Der Hüttenkieker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund;

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen, Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Holschen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt, Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle, Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir, vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen. Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Betriebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird voll übernommen.

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen



Wenn

Die Überwindung des Winters

ein

[Der Wechsel der Jahreszeiten

neues

Bürger des Wohlfahrtsstaates

Jahr

Wer Ordnung zu halten versteht

beginnt

Wenn das neue Jahr unter allerhand feierlichen Begrüßungszeremonien seinen Antrittsbesuch macht, dann haben wir die längste Winternacht schon hinter uns. Es geht wieder aufwärts mit der Dauer des Tageslichts. Freilich nur theoretisch, wenn man es genau nimmt, denn merken tut man einstweilen noch nichts davon. Aber man weiß es, und das macht den tröstlichen Unterschied aus. Eigentlich merkwürdig, daß in unserer hochzivilisierten Epoche, die mit ihren Neonröhren und Glühbirnen auch den letzten Winkel unseres Lebensraumes ausleuchtet, ohne daß die liebe Sonne bemüht zu werden braucht — daß in dieser gegen die natürlichen Unbilden des Winters so weitgehend abgeschirmten, gutgeheizten und mit vitaminreicher Nahrung bevorrateten Welt trotz alledem immer noch ein Rest von jener ertümelnden Erleichterung lebendiggeblieben ist, die unsere Altvorden empfanden, wenn sie die Wintersonnenwende glücklich hinter sich gebracht hatten!

durch die moderne Technik hat manchen von uns dazu verleitet, die den Menschen seit Jahrtausenden selbstverständliche Gewohnheit, im Sommer und im Herbst für den Winter und für den zwar romantisch beschwingten, aber zunächst noch wenig nahrhaften Frühling fleißig und planmäßig vorzusorgen, fast gänzlich aufzugeben. Jedenfalls im privaten Bereich. Wir überlassen es heutzutage weitgehend der Konservenindustrie und allerhand anderen Wirtschaftszweigen, den Ausgleich zwischen Fülle und Kargheit herzustellen. Keine Hausfrau, kein Familienvater wäre vor einem ganzen oder auch nur halben Jahrhundert so leichten Kaufs davongekommen wie Anno 1958, wenn sie den von ihrer Fürsorge Abhängigen zum Jahresanfang ein festliches Mahl unter angenehmen Begleitumständen hätten bereiten wollen. Daß dieser unerbittliche Zwang, mit eigenen Anstrengungen für das eigene Wohlergehen in der dunklen Jahreshälfte vorzusorgen, weitgehend von uns genommen wurde, hat sicherlich mit dazu beigetragen, daß uns allen das Gefühl für die unausweichliche Notwendigkeit der Vorsorge schlechthin ein wenig abhanden gekommen ist.

mit seinem naturgegebenen Rhythmus von Säen, Wachsen, Ernten und Bewahren, der mit dem über das ganze Jahr hinweg anhaltenden Bedürfnis zu essen in Einklang gebracht werden muß, ist ein Beispiel dafür, daß der Mensch, der sich und seine persönlichen Wünsche gegen die vom Schicksal aufgebauten Hindernisse behaupten will, in eigener Verantwortung einen Ausgleich herstellen muß zwischen fetten und mageren Zeiten. Was Sommer und Herbst für die winterliche Ernährung bedeuten, das sind die beruflichen Jahre der Höchstleistung und des besten Verdienstes für den Lebensabend; das ist die Zeit, wenn die Kinder klein sind und noch relativ wenig kosten, für den schwierigen Lebensabschnitt, wenn sie ausgebildet und für ihren Berufsweg ausgestattet werden müssen; das sind die Perioden ungestörter Gesundheit und Leistungsfähigkeit für die Zeiten der Krankheit und Schwäche. Gewiß — die vielfältigen Vorkehrungen des modernen Staates für die Wohlfahrt seiner Bürger kommen diesem Bedürfnis nach Ausgleich zwischen guten und schlechten Zeiten ein beträchtliches Stück entgegen. Auch der

darf aber nicht nur in den Tag hineinleben, darf sich und die Seinen nicht dem Spiel des Zufalls überlassen. Er will es auch gar nicht — schon die allereinfachsten, gesunden menschlichen Empfindungen drängen ihn dazu, die Gegenwart als eine Durchgangsstation auf der Reise in die Zukunft zu betrachten und zu behandeln.

Wenn ein Kindermantel „auf Zuwachs“ berechnet wird, weil es ja doch sicher ist, daß der Junge oder das Mädchen an Zentimetern wie an Jahren zunehmen wird, dann ist das nichts anderes als wohlbedachte, kluge Vorsorge für etwas, das nach menschlicher Voraussicht auf uns zukommt. Auch der leichtsinnigste und oberflächlichste Zeitgenosse kann solchen geistigen Vorgriffen in die Zukunft nicht ausweichen. Auch er (oder sie) plant zumindest um ein paar Wochen voraus — und sei es nur von Silvester bis zum Karneval — und bestätigt damit unwissentlich das Prinzip, das wir hier im Auge haben.

Im Grunde handelt es sich um nichts weiter, als daß wir unser Dasein einer gewissen selbstgewählten Ordnung unterstellen: Ordnung als Gegensatz zu Verwirrung, Chaos, blindem Herumtasten in einer Welt, der man sich hilflos und angstvoll ausgeliefert fühlt.

genießt nicht nur den Vorzug, jederzeit unter seinen Siebensachen Bescheid zu wissen. Das ist an und für sich schon sehr viel wert, wie alle diejenigen zugestehen werden, die kostbare Stunden und Tage mit der Jagd nach vergessenen, verschluderten, verkramten Gegenständen und Tatsachen verbringen mußten. Aber die Ordnung, die wir meinen, reicht tiefer. Sie wurzelt in dem Bewußtsein, daß der Sinn eines Menschenlebens vornehmlich darin besteht, aus Tagen, Wochen, Monaten, Jahren und Jahrzehnten ein Ganzes zu machen — etwas, das aus Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft zu einer Einheit gestaltet wird, und zwar durch den freien, bewußten Willen dessen, dem dieses Leben geschenkt wurde.

Jedesmal, wenn ein neues Jahr heraufzieht und sich anschickt, das alte, müde gewordene und verbrauchte Jahr abzulösen, bietet uns das Schicksal die Hand zu einem neuen Bunde, einem neuen Anfang. Jenes Atemholen, jenes Anlaufnehmen, das selbst in der lautesten Silvesterfeier noch als leise Berührung des Herzens spürbar wird, wenn die Glocken den Beginn des neuen Jahres künden, es gibt uns einen Anstoß: Von nun an wollen wir versuchen, besser als bisher Ordnung zu halten in unserem persönlichen, von niemand anderem als von uns selbst zu verantwortenden Leben.

Atempause

bei Stahl

Hierzu schreibt Peter Waller in „Die Welt“:

Der Eisenhüttenstag, die alljährliche Veranstaltung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf in der ersten Novemberwoche, hat stets Anlaß zu wirtschaftspolitischen Betrachtungen gegeben. Vor einem Jahr waren die ersten Konjunkturschatten über dem Stahl zu registrieren. Sie haben sich inzwischen vertieft. Noch Anfang 1957 war mit einer Jahreserzeugung der Bundesrepublik von 25 Mill. t Rohstahl gerechnet worden, tatsächlich wurden jedoch nur 24,5 Mill. t erreicht, was freilich immer noch eine Zunahme von 1,3 Mill. t gegenüber 1956 bedeutete. 1958 dürfte die Rohstahlerzeugung auf etwa 23 Mill. t kommen. Die Walzstahllieferungen der Hüttenwerke liegen beträchtlich über den Auftragseingängen. Diese wiederum sind besonders durch den Vorratsabbau bei Verbrauchern und Handel beeinflusst. Auf Grund der Entwicklung der letzten Monate überwiegen die Ansichten, daß die Vorräte höher sind, als bisher angenommen worden war.

Die Erfahrung, daß

wachsende Vorräte einen Preisdruck ausüben,

hat Überlegungen veranlaßt, die Produktion mehr den Auftragseingängen anzupassen. Dabei könnte auch der Vergleich mit den jüngsten amerikanischen Erfahrungen eine Rolle spielen. Gegenüber einer Produktion von 104,5 und 102,2 Mill. t in den Jahren

1956 und 1957 ging dort die Rohstahlerzeugung bis auf eine Jahresrate von rund 60 Mill. t, also um rund 44 Prozent zurück. Inzwischen entspricht die Monasterzeugung bereits wieder einer Jahresmenge von 84 Mill. t. Aus dem Vergleich darf gefolgert werden, daß in den USA noch die Elastizität der Marktwirtschaft besteht, auf der Kostenseite vielleicht stärker als in den Preisen.

In der amerikanischen Stahlindustrie konnte die Arbeiterzahl in fast dem gleichen Maß wie die Kapazitätsausnutzung verringert werden. Bei den deutschen Hüttenwerken haben sich die

Entlassungen

in engen Grenzen gehalten. Dafür sind die Arbeitszeiten verkürzt worden. Das deutsche System dürfte teurer sein als das amerikanische. Die Einbuße an Kostenelastizität mußte aber hingenommen werden, denn der Wettbewerb findet seine Grenzen im sozialpolitischen Bereich.

Der stürmische Wiederaufstieg der westdeutschen Stahlerzeugung ist zunächst beendet, der Zeitpunkt für eine Zwischenbilanz scheint damit gekommen. Die Rohstahlerzeugung der Bundesrepublik lag 1957 um 36,9 Prozent, die des Saargebietes um 35,3 Prozent höher als 1938. Dem stehen aber wesentlich höhere Steigerungssätze der anderen Mitgliedstaaten der Montanunion gegenüber. Auch im Vergleich mit England und den USA ist die Stahlerzeugung der Bundesrepublik relativ etwas zurückgeblieben.

Von 1952 bis 1957 sind in der Stahlindustrie der Montanunion mindestens 14 Md. DM investiert worden. Bezieht man die Anteile der einzelnen Länder auf die Produktion von 1938, so liegen die Bundesrepublik und die Saar mit Abstand hinten. Bezieht man die Investitionen auf den Produktionszuwachs von 1952 bis 1957, um einen Maßstab für den Effekt der Aufwendungen zu gewinnen, so nimmt Italien eine Ausnahmestellung ein. Diese beruht freilich weitestgehend auf Sonderfaktoren. Von Italien abgesehen, steht die Bundesrepublik in dem wirtschaftlichen Effekt der Stahlinvestitionen an der Spitze. Das berechtigt zu dem Schluß, daß unter dem Druck des Kapitalmangels überlegt investiert worden ist.

Die langfristigen Prognosen

rechnen mit einer weiteren beträchtlichen Zunahme des Stahlverbrauchs. Manche Zahlen hatte man nur mit einigem Erstaunen zur Kenntnis nehmen können; die Praxis bekundete jedenfalls überwiegend Zurückhaltung. Vielleicht überraschte es sie, daß die Bundesrepublik in diesem Produktions- und Verbrauchsvergleich nach den USA an der Spitze steht. Diese Pro-Kopf-Ziffern werden als repräsentativ für den Grad der Industrialisierung und für den Wohlstand angesehen. Aber in jedem Fall dürften die Zahlen für die Bundesrepublik auch durch die hohe Bedeutung der mittelbaren Stahlausfuhr beeinflusst sein.

Der Vergleich der Ziffern könnte für ein Urteil über die weiteren

Expansionsmöglichkeiten

der Stahlindustrie aufschlußreich sein. 1952 hatte die Bundesrepublik 15,8 Mill. t Rohstahl erzeugt, 1957 waren es 24,5 Mill. t. Die Kapazität der westdeutschen Hüttenwerke wird im letzten Investitionsbericht der Hohen Behörde für 1957 mit 25,8 Mill. t angegeben, sie wurde also mit reichlich 94 Prozent ausgenutzt. Für 1958 legt der Bericht eine Kapazität von rund 27,8 Mill. t zugrunde. Eine Jahreserzeugung von 23 Mill. t würde also eine Ausnutzung von rund 83 Prozent bedeuten. In den folgenden Jahren soll nach den der Hohen Behörde eingereichten Investitionsplänen die Kapazität bis 1961 auf voraussichtlich 30,6 Mill. t steigen. In gleicher Richtung läuft die Entwicklung in den übrigen Ländern der Montanunion. Der Rohstahlerzeugung der sechs Länder von 59,8 Mill. t im vergangenen Jahr stand eine Kapazität von 63,5 Mill. t gegenüber. Diese ist 1958 weiter auf 67,6 Mill. t gewachsen, während die Erzeugung mit 59 Mill. t etwas unter dem Vorjahr liegen wird. Bis 1961 soll die Rohstahlkapazität der Montanunion auf 75,6 Mill. t steigen.

Im ganzen könnte es, auch bei einer Betrachtung der Teilgebiete, nicht überraschen, wenn in den Investitionen eine gewisse Atempause eingelegt würde. Das wäre ein normaler Vorgang. Nach Expansionsphasen haben sich auch in der Vergangenheit Angebot und Nachfrage stets wieder einspielen müssen.

Der tüchtige und zuverlässige Arbeiter

hält an seinem Arbeitsplatz auf Übersicht und Ordnung!



Einer fehlte am Silvesterabend

Gespräche und Gedanken beschäftigen sich mit dem fehlenden Gast. Er muß der traditionellen Freundesrunde dieses Mal fernbleiben. Seit drei Wochen liegt er im Krankenhaus — Betriebsunfall. Ein paar Sekunden Unachtsamkeit, und schon war es geschehen.

$1\frac{1}{2}$ —2 Millionen Betriebsunfälle, leichte und schwere, ereignen sich jedes Jahr. Über 5000 Unfalltote sind in dieser schrecklichen Bilanz enthalten. In unserer Hütte ereigneten sich im letzten Geschäftsjahr 1462 Betriebsunfälle, unter ihnen zwei tödliche und 2 schwere Unfälle, bedauerlicherweise insgesamt auch 242 Wegeunfälle, von denen einer tödlich war. Das sind erschreckende Zahlen. Und doch: was sagen sie schon. *Niemand kann die Leiden und Schmerzen der Betroffenen zählen. Wenige wissen um die Sorgen, in die ihre Familien von heute auf morgen hineingestoßen werden. Soll das Jahr für Jahr so weitergehen? Ist der Betriebsunfall eine schicksalhafte Bestimmung, der wir nicht ausweichen können? Wenn es so wäre, müßten alle Maßnahmen, die zum Schutze der arbeitenden Menschen getroffen werden, sinnlos erscheinen.*

Unfallverhütung bedeutet Selbstschutz! Kennst du die Unfallverhütungsvorschriften für deinen Arbeitsplatz und seine nächste Umgebung? Ist deine Arbeitskleidung unfallsicher? An besonders gefährdeten Arbeitsplätzen ist das Tragen von Sicherheitsschuhen und Schutzhelmen genauso wichtig wie die intakte Bremseinrichtung und das leuchtende Schlußlicht an deinem Fahrzeug. Gefahren lauern überall! Durch den wachsenden Verkehr haben auch die Unfälle auf dem Wege von und zur Arbeit erheblich zugenommen. Und mancher, der morgens aus dem Hause geht, landet auf dem Operationstisch anstatt an seinem Arbeitsplatz. Was tust du, um diese gefährliche Entwicklung aufzuhalten? Was unternimmst du, um Leichtsinn, Gleichgültigkeit und die Trägheit der Herzen im Betrieb zu bekämpfen? Morgen kann es dich erwischen — dann ist es zu spät, darüber nachzudenken.

Leben und Sterben der Menschen in der Welt



Im Grundlagenwerk der Vereinten Nationen, dem Demographischen Jahrbuch für 1957, wird eine geschlossene Übersicht der letzten 30 Jahre über die Sterblichkeitsursache nach Altersgruppen und Geschlecht vorgelegt. Weitere Kapitel beziehen sich auf die Bevölkerungszahlen der Welt im allgemeinen, auf ihre Verteilung nach Alter und Raum, nach Dichte und Geschlecht sowie auf allgemeine Lebenserwartungen.

5400 Menschen in jeder Stunde mehr

Die Bevölkerung der Erde beträgt heute 2,737 Milliarden Menschen. Sie wird voraussichtlich im Jahre 1980 auf 4, bis Ende des Jahrhunderts auf 6 bis 7 Milliarden Menschen angewachsen sein. Die Erde nimmt in jeder Stunde um 5400, an jedem Tag um 130 000 Menschen zu. In einem Jahr kommt annähernd die Bevölkerung der Bundesrepublik, in zwei Jahren die des japanischen Volkes, in vier Jahren die der Sowjetunion hinzu. Von dem jährlichen Zuwachs von 47 Millionen fallen mehr als die Hälfte — etwa 24 Millionen — allein auf Asien. Die Menschheit brauchte 200 000 Jahre, um 2,5 Milliarden Menschen zu erreichen, sie benötigt aber nur weitere 30 Jahre für weitere zwei Milliarden Menschen. Die Schätzungen über die Grenze der Aufnahmefähigkeit der Erde an Menschen schwanken zwischen 5 und 16 Milliarden. Diese Zahlen können sich möglicherweise erhöhen.

Einer der Hauptgründe für diese starke Zunahme ist in dem

Absinken der Sterblichkeit

in einem großen Teile der Welt zu sehen. Die Sterblichkeit ist in den letzten 20 Jahren in vielen Ländern um 25 bis 50 v. H. gesunken, während die Geburtsraten sich weniger änderten. Während in Afrika und in Asien sowohl Geburten-

wie Sterbeziffern hoch sind, hat Lateinamerika eine hohe Geburtenziffer bei niedriger Sterblichkeit. Die Wachstumsrate der Bevölkerung liegt im Welt Durchschnitt bei 1,6 v. H., sie liegt im übrigen bei Lateinamerika bei 2,5 v. H. und in der Bundesrepublik bei 1,1 v. H. Afrikas Anteil an der Weltbevölkerung wird sich nicht wesentlich ändern, der von Nordamerika, Europa und der UdSSR wird weiter zurückgehen. Zu Beginn des Jahrhunderts kamen auf 1 Europäer 2 Asiaten. Am Ende dieses Jahrhunderts werden auf 1 Europäer aber 4 Asiaten kommen.

Kanada: Raum ohne Volk

Asien nimmt in der Besiedlungsdichte der Erdteile die zweite Stelle ein. Europa — ohne Sowjetunion — ist der Kontinent mit der dichtesten Besiedlung: 84 Menschen wohnen auf einem qkm. Dann folgt Asien mit 56, Amerika mit 9, Afrika mit 7 und Australien mit 2 Menschen auf den qkm. Der Weltdurchschnitt liegt bei 20. Die Bevölkerungsdichte in den einzelnen Ländern ist ebenfalls sehr unterschiedlich. Sie beträgt bei den Niederlanden 336 Menschen, Belgien 293, Japan 243, Großbritannien 211, Bundesrepublik Deutschland 205, Sowjetzone 154, Italien 160, Indien 118, China 64, Formosa 257, die USA 21, die Sowjetunion 9, Argentinien und Brasilien 7 und Kanada 2 Menschen je qkm.

Frauen werden älter als Männer

Die Niederländer erreichen das höchste Lebensalter: Frauen werden 74,3 Jahre und Männer 71 Jahre alt. Ihnen folgen die Schweden, Norweger und Engländer. In der Bundesrepublik Deutschland beträgt die durchschnittliche Lebenserwartung 64,6 Jahre für Männer und 68,5 Jahre für Frauen; für die Sowjetzone sind die Vergleichszahlen 65 und 69. Die geringste Lebenserwartung besteht in Indien, sie beträgt nur 32 Jahre.

Sterblichkeitsursachen und Krankheiten

Die Sterblichkeitsrate für Männer ist im allgemeinen höher als bei Frauen.

Bei der Säuglingssterblichkeit gibt die Umwelt den Ausschlag. In Schweden, Irland und den Niederlanden sterben von 1000 Neugeborenen weniger als 20 Kinder. In Burma, Brasilien, Indien und gewissen Gebieten Afrikas stirbt jedoch jedes vierte Kind, bevor es das erste Lebensjahr vollendet hat. Die Säuglingssterblichkeit beträgt in der Bundesrepublik bei 1000 Neugeborenen 38. In der Sowjetunion liegt sie bei 46.

Obwohl die Säuglingssterblichkeit immer noch sehr hoch ist, sind in den letzten drei Jahrzehnten bemerkenswerte Fortschritte erzielt worden. Die Altersgruppe der Schulkinder von 5 bis 14 Jahren hat mit nur 2 von 1000 den niedrigsten Anteil an der Sterblichkeit.

Der Krebs wütet . . .

Hauptursache für den Tod von Säuglingen sind Frühgeburten, Lungenentzündung, Geburtsfehler und Magenkrankungen. Für die Altersstufe bis 4 Jahre nehmen die Unfälle nach der Lungenentzündung die zweite Stelle ein.

Im schulpflichtigen Alter nimmt der Tod durch Verkehrsunfälle die erste Stelle ein, gefolgt vom Tod durch krebsartige Erkrankungen.

Die Unfälle sind auch für das männliche Geschlecht im Alter von 15 bis 24 Jahren die häufigste Todesursache, während sie für das weibliche Krebs ist. Der Krebs nimmt dann in der Altersstufe bis zu 44 Jahren bei den Männern die erste Stelle ein. Hier erscheinen unter den fünf Hauptursachen für die Todesfolge: Herzkrankheiten. Im Alter von 45 bis 64 Jahren tritt Krebs stärker auf. Das ändert sich nur unwesentlich für das höhere Lebensalter. Krebs zeigt seit 1948 in 55 von 66 untersuchten Ländern sowohl

Europas, wie Süd- und Mittelamerikas, Asiens und Australiens eine fortlaufend steigende Sterberate. Ähnliches gilt, wenn auch nicht so vorherrschend und stark, für Herzkrankheiten.

... und die Tuberkulose ist noch nicht überwunden

Die Todesursache von ansteckenden Krankheiten ist in den hochzivilisierten Ländern erheblich geringer geworden. Aber auch in den weniger entwickelten Staaten haben wirkungsvolle öffentliche Gesundheitsmaßnahmen während der letzten Jahre einen Rückgang der Sterblichkeitsrate um etwa 50 v. H. bewirkt. Dennoch ist die Tuberkulose als eine bedeutende Todesursache nicht verschwunden. Sie zählt immer noch in zahlreichen Ländern zu den fünf wichtigsten Todesursachen in den Altersgruppen von 15 bis 64 Jahren. Malaria, die bis 1948 drei Viertel der Menschheit gefährdete, soll nach den Plänen der Weltgesundheitsorganisation (WHO) bis 1967 ausgerottet werden.

Die Todesursachen durch Unfälle

vor allem durch Verkehrsunfälle und durch Selbstmord, stellen eine besondere

Gruppe dar. Unfälle mit Todesfolge haben in allen untersuchten Ländern die höchste Zuwachsrate, nämlich 10 v. H. Luxemburg führt mit 2,8 v. H., gefolgt von Australien mit 2,4, den USA mit 2,3, der Bundesrepublik Deutschland mit 2,3, Kanada, Österreich und andere Länder ebenfalls mit etwas über 2 v. H.

Japan hat die höchsten Selbstmordziffern: 2,4 v. H. Dichtauf folgen Österreich, Dänemark, Finnland und die Schweiz. Dann folgt bereits die Bundesrepublik mit 1,9 v. H. Weniger als 0,5 v. H. zeigen Nordirland, Formosa und Lateinamerika. Männer begehen dreimal mehr Selbstmorde als Frauen, und zwar am häufigsten im Alter von 45 Jahren.

Die Städte ziehen die Menschen an

15 v. H. der Weltbevölkerung leben in Stadtgebieten von mindestens 100 000 Einwohnern oder in Landeshauptstädten.

Mehr als ein Drittel der Großstädte liegt in Asien. Ein weiteres Drittel fällt auf Europa. Der Rest verteilt sich auf die übrigen Kontinente und die Sowjetunion. Australien hat die stärkste Verstärkerung

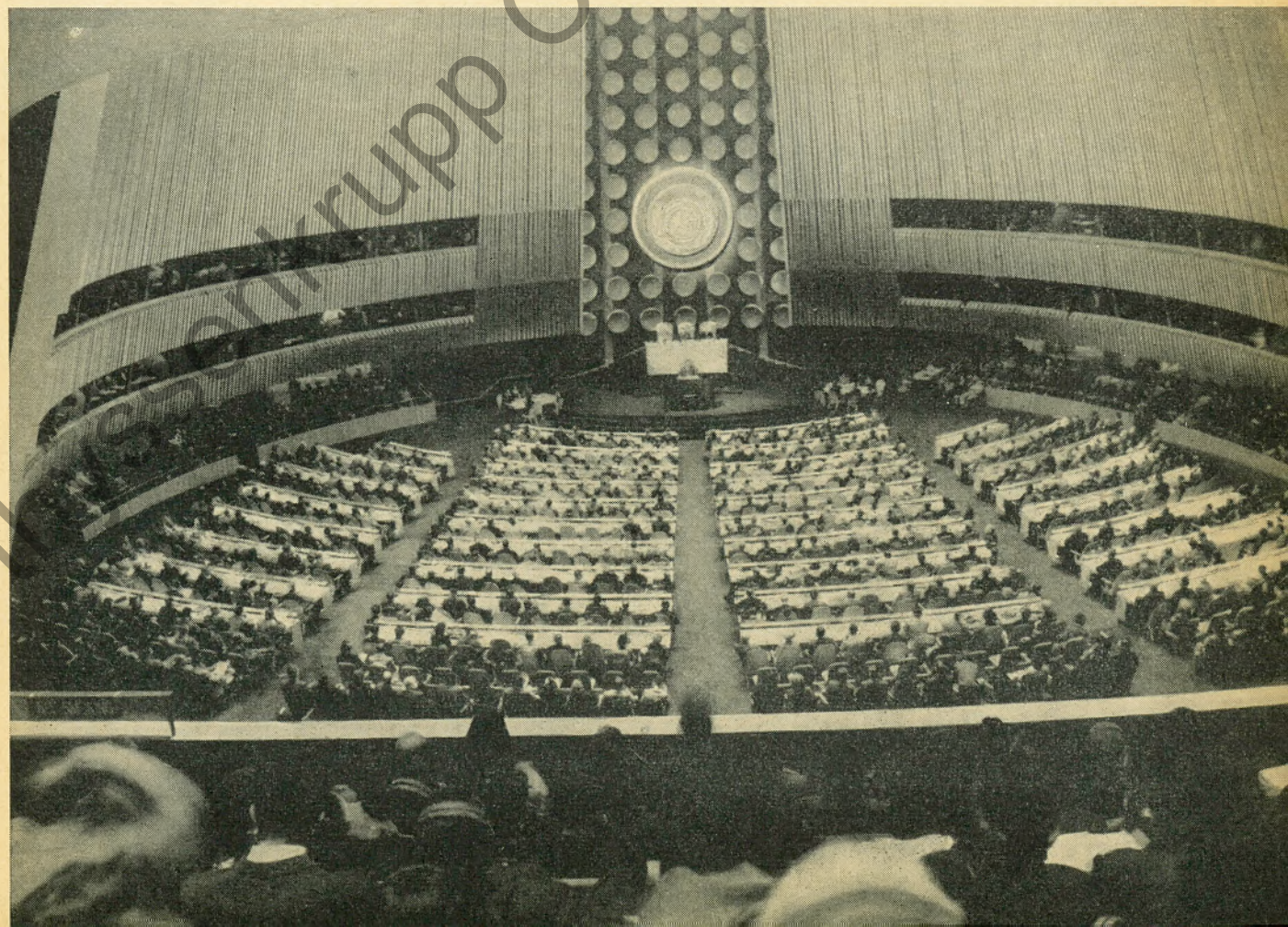
aufzuweisen. 43 v. H. seiner Bevölkerung leben in 20 Groß- oder Landeshauptstädten. Es folgen Nordamerika mit 33 v. H., Europa mit 27 v. H., die Sowjetunion und Südamerika mit 21 v. H.

Es gibt wenigstens 62 Städte in der Welt mit mehr als einer Million Menschen. Die Einwohnerzahlen der größten Städte der Welt: New York mit 7 795 471, Tokio mit 7 161 513 Einwohnern.

Auswandererziele: Nordamerika und Australien

Aus Italien wanderten 1956 insgesamt 383 000 Menschen aus. Es folgen in weitem Abstand England mit 141 000, Japan mit 71 000, die Bundesrepublik Deutschland mit 64 000. Der Hauptaufnahmestaat war für das gleiche Jahr die USA mit 348 000. Die Einwanderer kamen mit 62 000 aus Mexiko, 55 000 aus der Bundesrepublik Deutschland, 44 000 aus Kanada und 35 000 aus Italien. Kanada nahm 165 000 Einwanderer auf, die hauptsächlich aus England, Italien und der Bundesrepublik kamen. Nach Australien gingen 124 000 Auswanderer, vorwiegend aus England, Italien und den Niederlanden.

Blick in den Sitzungssaal der UNO-Vollversammlung im New Yorker UNO-Gebäude



Haftung und strafrechtliche

Verantwortlichkeit bei Unfällen im Betrieb

Unternehmer, Betriebsleiter, Meister, Aufsichtspersonen und leitende Angestellte eines Betriebes müssen damit rechnen, daß aus einem Arbeitsunfall unter Umständen Schadenersatzansprüche gegen sie erhoben werden und daß sie auch strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden können. Wenden wir uns zunächst den Schadenersatzansprüchen zu. Wir unterscheiden zwei verschiedene Arten von Ansprüchen:

1. Die Schadenersatzansprüche des Verletzten und seiner Angehörigen,
2. Die Rückgriffsansprüche der Sozialversicherungsträger.

Schadenersatzansprüche des Unfallverletzten

Es sollen hier nur die Besonderheiten für die Haftung des Unternehmers und seiner Aufsichtspersonen gegenüber den eigenen Betriebsangehörigen dargestellt werden. Verunglücken fremde Personen in einem Betriebe (z. B. Ehefrauen, die ihren Männern warmes Essen bringen, Handelsvertreter, Besucher oder Kunden), so können sie Schadenersatz nach den allgemeinen Bestimmungen des Bürgerlichen Rechts beanspruchen. In diesem Zusammenhang darf ich darauf hinweisen, daß der Unternehmer für die Verkehrssicherheit seines Betriebes zu sorgen hat, soweit dieser fremden Personen zugänglich ist. Hierzu gehören u. a. der verkehrssichere Zustand der Wege, der Treppen und Böden, das Vorhandensein genügender Beleuchtung während der Betriebszeit usw. Keine Haftung besteht allerdings, wenn sich der Unfall in einem Raum ereignet, dessen Betreten betriebsfremden Personen — z. B. durch Anbringen eines entsprechenden Schildes — verboten ist.

Wir kommen nun zu dem eigentlichen Thema, zu der Haftung gegenüber den Betriebsangehörigen.

Es ist ein allgemein bekannter Grundsatz unserer Rechtsordnung, daß derjenige, der einem anderen schuldhaft einen Schaden zufügt, dem Geschädigten Ersatz leisten muß. Dieser Grundsatz erfährt eine Ausnahme bei Arbeitsunfällen von Arbeitnehmern, die auf einem Verschulden ihres Arbeitgebers beruhen. Hat z. B. der Unternehmer an einer Maschine die in den Unfallverhütungsvorschriften vorgeschrie-

bene Schutzvorrichtung nicht angebracht und erleidet dadurch ein Arbeiter einen Unfall, so braucht ihm der Unternehmer keine Entschädigung zu leisten. § 898 RVO schließt in solchen Fällen die Unternehmerhaftung aus. Der verunglückte Arbeitnehmer wird nicht von seinem Unternehmer, sondern

von der Berufsgenossenschaft entschädigt

Der grundsätzliche Haftungsausschluß gilt auch für Unfälle von Arbeitnehmern, die auf einem Verschulden von Betriebsleitern, Meistern, Aufsichtspersonen und leitenden Angestellten des Betriebes beruhen (§ 899 RVO). Auch dieser Personenkreis wird durch das Eintreten der gesetzlichen Unfallversicherung von der privatrechtlichen Haftung freigestellt. Ein Betriebsleiter oder ein Meister, der sich über die Unfallverhütungsvorschriften hinwegsetzt, z. B. die Schutzeinrichtung an einer Maschine entfernt, um ein höheres Produktionsergebnis zu erzielen und dadurch den Unfall eines Betriebsangehörigen verschuldet, braucht dem Verletzten ebenfalls keinen Schadenersatz zu leisten. Die Haftungsbe freiung nach § 899 RVO tritt aber nicht ein, wenn

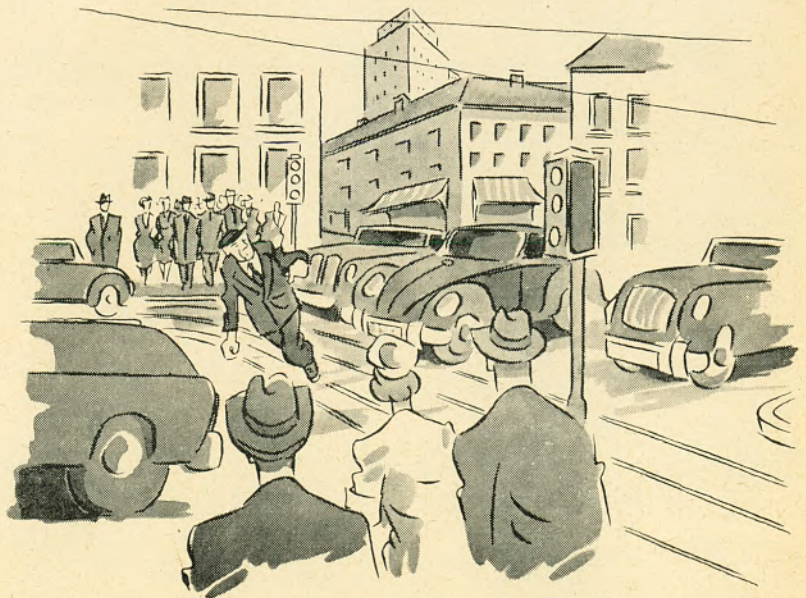
der Betriebsleiter, Meister usw. bei der Zufügung des Schadens keine Betriebsaufgabe erfüllt und nicht im Rahmen seines betrieblichen Wirkungskreises gehandelt hat (BGH in NJW 1956 S. 1514).

Die grundsätzliche Freistellung des Unternehmers und seiner Aufsichtspersonen von der privatrechtlichen Haftpflicht gegenüber den Betriebsangehörigen stellt eine Gegenleistung dafür dar, daß der Unternehmer die gesamten Beiträge zur Unfallversicherung allein zu tragen hat und die Unfallversicherung letzten Endes die Haftung des einzelnen Unternehmers ablöst und auf die Gesamtheit seiner Berufsgenossen überträgt. An Stelle des einzelnen Unternehmers haftet die Gesamtheit seiner Berufsgenossen, die Berufsgenossenschaft. Diese Regelung dient zugleich der Wahrung des Betriebsfriedens, weil Prozesse zwischen Arbeitnehmern und ihren Arbeitgebern vermieden werden.

Auch die

Haftungsfreistellung der Betriebsleiter

und Aufsichtspersonen des Unternehmers durch § 899 RVO hat den Sinn, Rechtsstreitigkeiten zwischen Arbeitnehmern und den Personen, denen ein Teil der Unternehmernaufgaben übertragen ist, im Interesse des innerbetrieblichen Arbeitsfriedens zu vermeiden. Ein Betriebsleiter oder Meister, der den Unfall eines in einem anderen Betriebe eingestellten Arbeitnehmers verschuldet, steht diesem und seinen Hinterbliebenen daher grundsätzlich als Betriebsfremder wie ein beliebiger Dritter gegenüber und haftet für den Unfall (BGH in NJW 1958 S. 182). Für die Verletzten und ihre Hinterbliebenen ergibt sich durch das Ausschalten der Unternehmerhaftung und das Eintreten der gesetzlichen Unfallversicherung der Vorteil, daß ihnen eine Entschädigung ohne Rücksicht



auf die Verschuldensfrage gewährt wird, also auch dann, wenn kein fremdes Verschulden vorliegt. Ja, der Verletzte erhält sogar dann von der Berufsgenossenschaft Entschädigungsleistungen, wenn er den Unfall durch eigene Fahrlässigkeit selbst verschuldet hat. Außerdem hat der Verletzte eine sichere Garantie dafür, daß er auch bei Zahlungsunfähigkeit des Unternehmers eine Entschädigung erhält. Durch das Eintreten der Berufsgenossenschaft sind die Verletzten und ihre Angehörigen solcher Sorgen ent-
hoben.

Der Unternehmer und seine Aufsichtspersonen leisten bei Arbeitsunfällen und Berufskrankheiten ihrer Arbeitnehmer

auch dann keinen Schadenersatz,

wenn der Versicherte von der Berufsgenossenschaft keine Unfallrente erhält, z. B. weil die Minderung der Erwerbsfähigkeit weniger als 20 v. H. beträgt. Für Sachschaden haften dagegen Unternehmer und Aufsichtspersonen bei einem von ihnen verschuldeten Arbeitsunfall unbeschränkt, z. B. für zerrissene Kleidung oder eine beschädigte Uhr (BGH Bd. 3 S. 298).

Von dem Grundsatz, daß Unternehmer, Betriebsleiter, Meister und sonstige Aufsichtspersonen dem Verletzten und seinen Angehörigen bei Arbeitsunfällen und Berufskrankheiten keine Entschädigung zu leisten haben, gibt es zwei Ausnahmen. Sie haften nach den allgemeinen Vorschriften des Privatrechts

1. wenn strafgerichtlich festgestellt worden ist, daß sie den Unfall *vorsätzlich* herbeigeführt haben,
2. wenn der Arbeitnehmer den Unfall bei der *Teilnahme am allgemeinen Verkehr* erlitten hat.

Selbst in diesen beiden Ausnahmefällen gilt jedoch die Einschränkung, daß die Leistun-

gen, die der Verletzte bzw. seine Hinterbliebenen von der Berufsgenossenschaft erhalten, auf den Schadenersatzanspruch anzurechnen sind. Unternehmer und Aufsichtspersonen brauchen dem Geschädigten also nur den Teil des Schadens zu ersetzen, für den er aus der Unfallversicherung keine Leistungen erhält. Sie haften nur für Sachschaden, Schmerzensgeld und einen etwaigen Verdienstausschlag, der durch die Geldleistungen der Sozialversicherungsträger nicht gedeckt wird.

Daß Unternehmer oder die ihnen in bezug auf die Haftung gleichgestellten Aufsichtspersonen den Unfall eines Betriebsangehörigen *vorsätzlich*, d. h. ganz bewußt und gewollt, herbeiführen, kommt sehr selten vor, z. B. wenn ein Meister seinen Lehrling absichtlich ohrfeigt oder verprügelt oder wenn ein Unternehmer im Hinblick auf die hohen Kosten eine Schutzvorrichtung an der Maschine nicht anbringt und sich dabei denkt: „Na, wenn schon einer seine Finger dadurch verliert, ich bringe die Schutzvorrichtung trotzdem nicht an.“ Ein solcher

Fall des bedingten Vorsatzes

(dolus eventualis) ist in der Praxis noch nicht bekanntgeworden. Denkt der Unternehmer dagegen bei der Nichtanbringung der Schutzvorrichtung, „es wird schon nichts passieren“, oder „hoffentlich passiert nichts“, so liegt kein Vorsatz, sondern nur bewußte Fahrlässigkeit vor. In diesem Falle kommen keine Schadenersatzansprüche des Verletzten gegen den Unternehmer in Betracht.

Als Ergebnis können wir somit feststellen, daß für Unfallverletzungen *im Betriebe* eine Haftung des Unternehmers, seiner Betriebsleiter, Meister und sonstigen Aufsichtspersonen gegenüber den Betriebsangehörigen bei allen fahrlässig verschuldeten Arbeits-

unfällen ausgeschlossen ist. Nur für Sachschaden kommt eine Schadenersatzpflicht in Betracht.

Als Ergebnis können wir somit feststellen, daß für Unfallverletzungen *im Betriebe* eine Haftung des Unternehmers, seiner Betriebsleiter, Meister und sonstigen Aufsichtspersonen gegenüber den Betriebsangehörigen bei allen fahrlässig verschuldeten Arbeitsunfällen ausgeschlossen ist. Nur für Sachschaden kommt eine Schadenersatzpflicht in Betracht.

Die Haftung des Unternehmers und seiner Bevollmächtigten für Unfälle bei der *Teilnahme am allgemeinen Verkehr* hat dagegen eine wesentlich größere Bedeutung. Sie ist durch das Gesetz über die erweiterte Zulassung von Schadenersatzansprüchen bei Dienst- und Arbeitsunfällen vom 7. Dezember 1943 (RGBl. I S. 674) geschaffen worden und kommt besonders bei den sogenannten Wegeunfällen in Betracht, die ebenfalls dem Schutz der gesetzlichen Unfallversicherung unterliegen. Versicherte, die sich als Fußgänger, Radfahrer, Kraftfahrer oder in anderer Weise auf dem Wege nach oder von der Arbeitsstätte oder auf einer Geschäftsfahrt befinden, nehmen grundsätzlich am allgemeinen Verkehr teil. Überfährt z. B. der Unternehmer oder Meister einen Betriebsangehörigen, der zur Arbeitsstätte geht, so beschädigt die Berufsgenossenschaft auch diesen Unfall, der Verletzte kann aber von dem Unternehmer bzw. dem Meister Ersatz für den über die Leistungen der Unfallversicherung hinausgehenden Schaden und Schmerzensgeld verlangen.

Das Arbeitsgericht Mannheim (Urteil vom 16. November 1951 — 2 Ca 1120/51) hat einer Arbeiterin einen Schadenersatzanspruch gegen ihren Arbeitgeber zugebilligt, der es versäumt hatte, bei Glatteis vor seinem Grundstück streuen zu lassen, so daß die



Arbeiterin gefallen war. Das Gericht hat darin eine

Vertragsverletzung des Arbeitgebers

gesehen, weil er nach § 618 BGB verpflichtet war, nicht nur die Arbeitsräume in einen einwandfreien Zustand zu versetzen, sondern auch für die Sicherung des Zuganges besorgt zu sein. Da der Unfall sich auf einer öffentlichen Straße ereignete, lag eine Teilnahme am allgemeinen Verkehr vor. Wäre der Unfall auf dem Fabrikgrundstück eingetreten, so wäre das eine innerbetriebliche Angelegenheit, und die Arbeiterin könnte über die Entschädigungsleistungen der Berufsgenossenschaft hinaus keine weitere Entschädigung von dem Unternehmer verlangen.

Ein anderes Beispiel: Der Arbeiter Müller geht morgens zur Fabrik. Sein Betriebsleiter oder Meister kommt mit dem Auto oder Motorrad angefahren und verletzt ihn durch unvorsichtige Fahrweise so schwer, daß Müller völlig erwerbsunfähig wird. Nach § 559a RVO erhält der Verletzte, da es sich um einen Arbeitsunfall handelt, von der Berufsgenossenschaft für völlige Erwerbsunfähigkeit die Vollrente. Diese beträgt zwei Drittel seines vor dem Unfall erzielten Bruttoverdienstes. Hat Müller im Jahre vor dem Unfall insgesamt 7200 DM, also durchschnittlich 600 DM monatlich verdient, so bekommt er 400 DM Vollrente ausgezahlt. Die Rente ist steuerfrei. Den über 400 DM hinausgehenden Verdienstausschlag, Schmerzensgeld und Sachschaden kann er von seinem Betriebsleiter bzw. seinem Meister fordern. Für diese tritt allerdings bei Kraftfahrzeugunfällen die Haftpflichtversicherung ein. Betriebsangehörige, die bei der

Teilnahme am allgemeinen Verkehr

verunglücken, werden also nicht schlechter gestellt als andere Verkehrsteilnehmer, die

zu dem schädigenden Unternehmer oder seinem Bevollmächtigten in keinem Arbeitsverhältnis stehen und vollen Schadenersatz beanspruchen können.

Handelt es sich bei dem Verkehr um eine innerbetriebliche Angelegenheit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, so liegt keine Teilnahme am allgemeinen Verkehr im Sinne des Gesetzes vom 7. Dezember 1943 vor. Der *Werkverkehr* begründet daher keine Schadenersatzansprüche gegen den Unternehmer (Bundesgerichtshof in „Betriebsberater“ 1953 S. 174). Läßt ein Unternehmer seine Arbeiter in ausschließlich für sie bestimmten betriebseigenen oder auch fremden Fahrzeugen (z. B. Omnibussen oder Werkbahnen) nach oder von der Arbeitsstätte bringen, so handelt es sich nicht um eine Teilnahme am allgemeinen Verkehr, sondern um eine innerbetriebliche Beförderung. Wer Eigentümer des Fahrzeugs ist und auf wessen Rechnung es betrieben wird, ist unerheblich. Entscheidend ist, daß es sich nicht um ein öffentliches Verkehrsmittel, sondern um ein Fahrzeug handelt, das nur den Betriebsangehörigen zur Verfügung steht. Nimmt dagegen der Unternehmer, ein Betriebsleiter oder ein Meister nach beendeter Arbeit in seinem Kraftfahrzeug aus Gefälligkeit einen Arbeiter mit nach Hause, so hat dies nichts mit dem betrieblichen Aufgabenkreis des Vorgesetzten zu tun. Er nimmt am allgemeinen Verkehr teil und haftet dem Arbeiter bei einem Unfall für den über die Leistungen der Berufsgenossenschaft hinausgehenden Schaden nach dem Gesetz vom 7. Dezember 1943 (Bundesgerichtshof in „Berufsgenossenschaft“ 1957 S. 122). Auch in diesem Falle tritt für den Kraftfahrzeugführer die Haftpflichtversicherung ein.

Rückgriffsansprüche der Sozialversicherungsträger

Der aufmerksame Leser, der eine leitende oder verantwortliche Tätigkeit in einem Betriebe ausübt, wird erleichtert aufatmen, daß ihm für Unfälle im Betrieb die Berufsgenossenschaft und für Kraftfahrzeugunfälle außerhalb des Betriebes seine Haftpflichtversicherungsgesellschaft die Schadenersatzpflicht abnimmt. In Wirklichkeit kann er, wie wir gleich sehen werden, in manchen Fällen aber doch zum Schadenersatz herangezogen werden, wenn auch nicht vom Geschädigten selbst.

Wir haben bisher nur von den Ersatzansprüchen des Verletzten und seiner Angehörigen gesprochen und kommen nun zu den Rückgriffsansprüchen der Sozialversicherungsträger.

Unternehmer, Betriebsleiter, Meister und Aufsichtspersonen

sind zwar bei Arbeitsunfällen im Betriebe von der zivilrechtlichen Haftung gegenüber dem Verletzten grundsätzlich freigestellt, doch gewährt § 903 RVO Krankenkassen

und Unfallversicherungsträgern zum Ausgleich für ihre weitgehende Leistungspflicht einen Rückgriffsanspruch. Hat der Unternehmer, ein Betriebsleiter, ein Meister oder eine sonstige Aufsichtsperson den Unfall vorsätzlich oder fahrlässig durch Außerachtlassung derjenigen Aufmerksamkeit herbeigeführt, zu welcher sie vermöge ihres Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders verpflichtet sind, so haften sie für alle Leistungen, die die Berufsgenossenschaft und die Krankenkasse infolge des Unfalls aufwenden müssen. Die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte und die Landesversicherungsanstalten können dagegen keine Rückgriffsansprüche aus § 903 RVO geltend machen (BHG in NJW 1958, S. 142).

Die Verschuldensfrage

ist nach strafrechtlichen Grundsätzen zu beurteilen. Nicht bei jeder Fahrlässigkeit, sondern nur bei qualifizierter Fahrlässigkeit kann der Rückgriffsanspruch mit Erfolg geltend gemacht werden. Der Unternehmer muß die ihm auf Grund seines Berufes oder Gewerbes auferlegte Sorgfaltspflicht, auf den Schutz seiner Arbeitnehmer besonders bedacht zu sein, verletzt haben. Solche Verpflichtungen ergeben sich zunächst aus § 618 BGB. Danach hat der Unternehmer Räume, Vorrichtungen und Geräte so einzurichten und zu erhalten und Dienstleistungen so anzuordnen, daß der Arbeiter gegen

Gefahren für Leben und Gesundheit

weitgehend geschützt ist. Dieselbe Verpflichtung ergibt sich aus § 120a Gewerbeordnung. Diese allgemeinen Pflichten werden ergänzt durch die auf Grund des § 848a RVO erlassenen Unfallverhütungsvorschriften der Berufsgenossenschaft, die für den Unternehmer verbindlich sind. Während die Unternehmer und ihre Aufsichtspersonen den Krankenkassen für alle Aufwendungen nur dann haften, wenn durch ein Strafurteil oder einen Strafbefehl rechtskräftig festgestellt ist, daß sie den Unfall vorsätzlich oder fahrlässig herbeigeführt haben, haften sie für alle Aufwendungen der Berufsgenossenschaft auch ohne eine solche strafgerichtliche Feststellung.

Der Rückgriffsanspruch der Berufsgenossenschaft ist

unabhängig von der Höhe des zivilrechtlichen Schadens

und läßt ein mitwirkendes Verschulden des Verletzten unberücksichtigt. Der Unternehmer, Meister oder leitende Angestellte kann sich also gegenüber dem Rückgriffsanspruch der Berufsgenossenschaft nicht darauf berufen, daß der Verletzte den Unfall durch eigene Fahrlässigkeit mitverschuldet hat. Er muß der Berufsgenossenschaft alle Entschädigungsleistungen in voller Höhe ersetzen, auch wenn der Arbeiter keinen Verdienstausschlag mehr hat oder nach dem



65. Lebensjahr aus dem Erwerbsleben ausgeschieden ist.

Von Mitarbeitern verschuldete Unfälle

Wenn ein Arbeitnehmer, der keine Aufsichtsbefugnisse hat, den Unfall eines Betriebsangehörigen verschuldet hat, gilt die Haftungsfreistellung des § 899 RVO nicht. Der Arbeiter hat also seinem Mitarbeiter Schadenersatz nach den allgemeinen Vorschriften des Privatrechts zu leisten (BGH in „Betriebsberater“, 1957, S. 510 und 820). Soweit der Verletzte Leistungen aus der Sozialversicherung erhalten oder zu beanspruchen hat, geht sein Schadenersatzanspruch gegen den Arbeitskameraden nach § 1542 RVO auf den Sozialversicherungsträger über. In diesem Falle kann außer der Krankenkasse und der Berufsgenossenschaft auch der Rentenversicherungsträger Rückgriffsansprüche gegen den Schädiger geltend machen. Den durch die Leistungen der Sozialversicherung nicht gedeckten Schaden und das

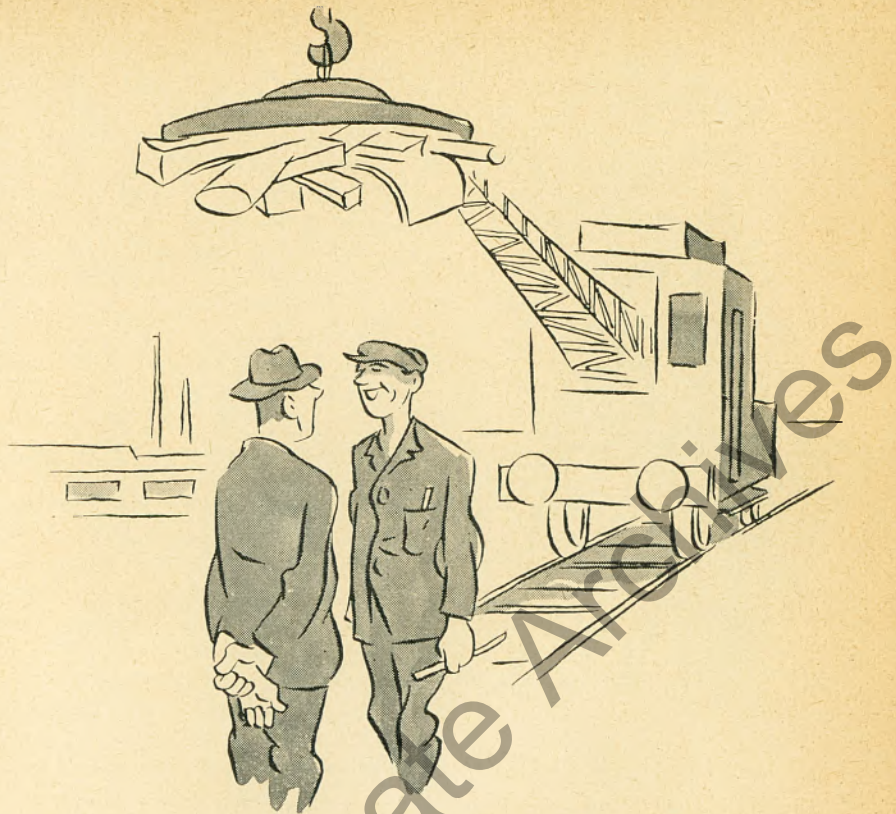
Schmerzensgeld

kann der Verletzte von seinem Arbeitskameraden unmittelbar verlangen. Im Gegensatz zu seinem Arbeitgeber und seinen Vorgesetzten, die, außer bei vorsätzlicher Herbeiführung des Schadens, also auch bei grob fahrlässiger Herbeiführung eines Arbeitsunfalls, von der Haftung gegenüber dem geschädigten Betriebsangehörigen befreit sind, muß der einfache Arbeitnehmer auch bei leichter Fahrlässigkeit den Sozialversicherungsträgern ihre übergangsfähigen Aufwendungen und außerdem dem Verletzten selbst nach § 823 BGB oder dem sonst in Betracht kommenden Sondergesetz (z. B. Kraftfahrzeuggesetz) seinen durch die Leistungen der Sozialversicherung nicht gedeckten Schaden ersetzen und Schmerzensgeld zahlen.

Der Große Senat des Bundesarbeitsgerichts ist jedoch in einer Entscheidung vom 25. September 1957 (NJW 1958, S. 235) zu der Auffassung gekommen, daß die

Haftung des Arbeitnehmers

für einen von ihm fahrlässig herbeigeführten Arbeitsunfall eines Mitarbeiters einer Einschränkung bedarf, die vor allem aus dem Gedanken der Betriebsgemeinschaft der Arbeitnehmer untereinander herzuleiten ist. Ein Arbeitnehmer, der fahrlässig den Arbeitsunfall eines anderen Betriebsangehörigen verursacht hat, haftet dem Geschädigten nicht, wenn und soweit ihm eine Belastung mit solchen Schadenersatzansprüchen nicht zugemutet werden kann, weil seine Schuld im Hinblick auf die besondere Gefahr der ihm übertragenen Arbeit nach den Umständen des Falles nicht schwer ist. In den meisten Fällen wird ein Betriebsangehöriger gegen seinen Arbeitskollegen schon deshalb keine Schadenersatzansprüche stellen, weil er von der Berufsgenossenschaft



entschädigt wird. Der Schadenersatzanspruch des Arbeiters gegen seinen Mitarbeiter geht aber nach § 1542 RVO auf die Berufsgenossenschaft bis zur Höhe ihrer Leistungen über. Die Berufsgenossenschaften machen in solchen Fällen nur mit großer Zurückhaltung Rückgriffsansprüche gegen den Schädiger geltend, um den Arbeitsfrieden im Betrieb nicht zu stören. Etwas anderes ist es, wenn der Unfall durch ein Kraftfahrzeug des Mitarbeiters verursacht wurde. Dann kann sich die Berufsgenossenschaft an die Haftpflichtversicherung halten, die auf Grund des Versicherungsvertrages für den Schaden einzutreten hat.

Strafrechtliche Verantwortlichkeit

Ordnungsstrafen der Berufsgenossenschaft

Der Gesetzgeber hat den Berufsgenossenschaften nicht nur das Recht und die Pflicht übertragen, Unfallverhütungsvorschriften zu erlassen, er hat ihnen auch die Befugnis gegeben, für die Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften zu sorgen und die Befolgung der Unfallverhütungsvorschriften zu überwachen (§§ 874, 875 RVO). Um dieses Ziel zu erreichen, kann der Vorstand der Berufsgenossenschaft gegen Unternehmer bei einem Verstoß gegen die Unfallverhütungsvorschriften

Geldstrafen bis 10000 DM

festsetzen (§ 850 RVO). Auch die Versicherten können bei Verstößen gegen die Unfallverhütungsvorschriften bestraft werden, allerdings nur bis 1000 DM. Diese Geldstrafen sind reine Ordnungsstrafen. Sie haben besonders bei den Bau-Berufsgenossen-

schaften praktische Bedeutung, z. B. wenn Schutzgerüste an Baustellen fehlen oder nicht den Unfallverhütungsvorschriften entsprechen. Ordnungsstrafen können auch dann verhängt werden, wenn kein Arbeitsunfall eingetreten ist. Schon die Gefährdung der Versicherten rechtfertigt die Festsetzung einer Ordnungsstrafe.

Gerichtliche Bestrafung

Viel schwerwiegender ist es, wenn der Staatsanwalt und der Strafrichter in Erscheinung treten. Betriebsleiter, Meister und leitende Angestellte setzen sich der Gefahr strafrechtlicher Verfolgung aus, wenn sie durch Nichtbeachtung der Unfallverhütungsvorschriften zugleich eine im Strafgesetzbuch mit Strafe bedrohte Handlung begehen. Als strafbare Handlungen kommen insbesondere fahrlässige Körperverletzung und fahrlässige Tötung in Betracht. § 222 StGB: Wer durch Fahrlässigkeit den Tod eines Menschen verursacht, wird mit Gefängnis bestraft. Mindeststrafe 1 Tag, Höchststrafe 5 Jahre.

§ 230 StGB: Wer durch Fahrlässigkeit die Körperverletzung eines anderen verursacht, wird mit Geldstrafe oder mit

Gefängnis bis zu 3 Jahren

bestraft.

Außerdem stellt § 330 StGB die Leitung oder Ausführung von Bauten gegen die allgemein anerkannten Regeln der Baukunst unter Strafe, wenn hieraus für andere Gefahr entsteht. § 367 Nr. 14 StGB bedroht denjenigen mit Strafe, der Bauten oder Ausbesserungen von Gebäuden, Brunnen, Schleusen oder anderen Bauwerken vornimmt, ohne die



erforderlichen Sicherungsvorkehrungen zu treffen. § 367 Nr. 12 StGB verlangt das Abdecken von Brunnen, Kellern, Gruben usw. an Orten, an denen Menschen verkehren. In allen diesen Fällen, in denen der gleiche Tatbestand sowohl einen Verstoß gegen das Strafgesetzbuch als auch gegen eine Unfallverhütungsvorschrift darstellt, kann trotz des grundsätzlichen Verbots einer mehrfachen Bestrafung derselben Handlung neben der gerichtlichen Bestrafung die ganz andersgeartete Ordnungsstrafe der Berufsgenossenschaft nach § 850 RVO verhängt werden.

Hinzuweisen ist noch darauf, daß nach § 232 StGB die Verfolgung aller durch Fahrlässigkeit verursachten Körperverletzungen

nur auf Antrag des Verletzten

eintritt, es sei denn, daß die Staatsanwaltschaft wegen des besonderen öffentlichen Interesses an der Strafverfolgung ein Einschreiten von Amts wegen für geboten erachtet.

Wenn der Verletzte keinen Strafantrag stellt, findet also in den meisten Fällen bei Körperverletzungen kein Strafverfahren statt. Voraussetzung der Strafbarkeit ist in jedem Falle, daß die Körperverletzung oder Tötung in rechtswidriger, schuldhafter Weise verursacht wurde. Die Rechtswidrigkeit ist bei einem Verstoß gegen die Unfallverhütungsvorschriften stets anzunehmen. In der Regel wird dann auch Fahrlässigkeit vorliegen. Bei schweren, insbesondere tödlichen Unfällen wird von den Gerichten häufig auf eine *Freiheitsstrafe* erkannt. Daneben kann die Ausübung des Berufs oder Gewerbes untersagt werden.

Strafbarkeit der Unfallvertrauensmänner?

In letzter Zeit ist verschiedentlich die Frage nach der strafrechtlichen Verantwortung der Unfallvertrauensmänner in den Betrieben aufgeworfen worden. Anlaß hierzu bot ein Urteil des Landgerichts Frankfurt/M. vom 15. 4. 1955, in dem die Strafbarkeit eines Unfallvertrauensmannes, der eine mangelhafte Sicherung richtig erkannte, sich mit ihr aber zufriedengab, bejaht wurde.

Der Hauptverband der gewerblichen Berufsgenossenschaften hat sich mit diesem Urteil, das geeignet ist, die Bereitschaft von Arbeitern zur Übernahme des Ehrenamtes als Unfallvertrauensmann zu beeinträchtigen, kritisch auseinandergesetzt und die Strafbarkeit aus folgenden Gründen verneint:

Die Verantwortung

für die Durchführung der Unfallverhütung trägt grundsätzlich der Unternehmer. Er kann seine Verantwortung auf andere Personen übertragen. Bei der Auswahl seiner Stellvertreter muß er die erforderliche Sorgfalt beachten. Handeln diese Aufsichtspersonen in schuldhafter Weise gegen die Unfallverhütungsvorschriften und wird hierdurch ein Mensch verletzt oder getötet, so kommt eine Bestrafung nach §§ 222, 230 StGB in Betracht.

Anders zu beurteilen ist die Rechtslage dagegen bei den Arbeitnehmern, die zwar ebenfalls die Unfallverhütungsvorschriften einzuhalten haben (§ 848a RVO), im Unterschied zu den von dem Unternehmer bevollmächtigten Stellvertretern jedoch nicht verpflichtet und befugt sind, in

die dienstlichen Verrichtungen

anderer Arbeitnehmer des Betriebes einzugreifen. Der Unfallvertrauensmann soll den Unternehmer und die Berufsgenossenschaft bei der Durchführung der Unfallverhütungsarbeit unterstützen, weil der Technische Aufsichtsbeamte der Berufsgenossenschaft den Betrieb nicht ständig aufsuchen und beraten kann. Es werden daher Betriebsangehörige gebeten, als freiwillige Helfer auf die Unfallgefahren zu achten und die verantwortlichen Personen hierauf hinzuweisen. In § 7 Abs. 4 der All-

gemeinen Unfallverhütungsvorschriften wird die

Aufgabe der Unfallvertrauensleute

wie folgt umschrieben:

„Die Unfallvertrauensmänner haben die Aufgabe, sich von dem Vorhandensein und der ordnungsgemäßen Benutzung der vorgeschriebenen Schutzvorrichtungen fortlaufend zu überzeugen und auch sonst für die Durchführung des Unfallschutzes zu sorgen. Sie sollen Mängel dem Betriebsleiter melden und auf Grund ihrer Erfahrungen und Beobachtungen selbst Vorschläge zur Verbesserung machen, auch das Interesse ihrer Mitarbeiter für den Schutz gegen Unfallgefahren wecken. Die Unfallvertrauensmänner haben ihre Aufgabe tunlichst

im Benehmen mit dem Betriebsrat

zu erfüllen.“

Diese Bestimmung berechtigt und verpflichtet den Unfallvertrauensmann nur ganz allgemein, sich in dem Unternehmen umzusehen und auf die Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften zu achten; sie berechtigt ihn aber nicht, selbständige Anordnungen zur Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften an seine Arbeitskollegen zu geben. Eine Rechtspflicht, gefahrbringende Zustände zu beseitigen und das gefährliche Verhalten anderer zu verhindern, besteht für den Unfallvertrauensmann nicht.

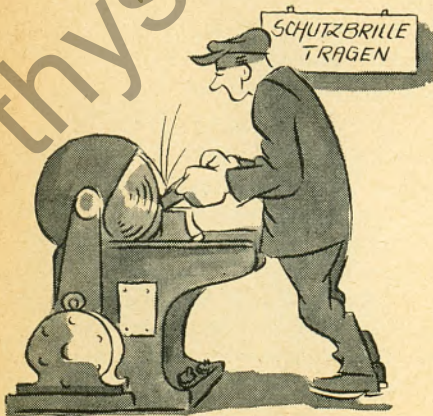
Die Frage nach der Strafbarkeit der Unfallvertrauensmänner hat verständlicherweise das Interesse weiter Kreise gefunden. Nicht nur die Arbeitnehmer, aus deren Kreisen die Unfallvertrauensmänner kommen, verlangen eine Klärung der Rechtslage, sondern auch die Betriebe selbst. Die Betriebe sehen die

Unfallvertrauensmänner als Berater

an, deren Empfehlung und Hinweise sie schätzen. Gewiß soll jeder, der eine ehrenamtliche Aufgabe übernimmt, diese auch sorgfältig wahrnehmen. Dieser Wunsch allein rechtfertigt es aber nicht, Unterlassungen strafrechtlich zu ahnden.

Der Strafrechtslehrer Prof. Dr. Eberhard Schmidt von der Universität Heidelberg kommt in einem überzeugenden Rechtsgutachten (veröffentlicht in der Zeitschrift „Die Berufsgenossenschaft“, 1958, S. 27) ebenfalls zu dem Ergebnis, daß der Unfallvertrauensmann keine konkrete Rechtspflicht hat, für die Abwendung von Unfällen im Betrieb als Garant einzustehen. Die Unfallvertrauensmänner können unter dem Gesichtspunkt der Verantwortlichkeit nicht auf die Stufe der Unternehmer oder ihrer bevollmächtigten Aufsichtspersonen gestellt werden. Prof. Dr. Schmidt verneint die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Unfallvertrauensmänner für die unterlassene Abwendung eines Arbeitsunfalles.

Hanns Podzun, stellvertr. Hauptgeschäftsführer einer Berufsgenossenschaft



Kampf dem Unfall



Lautsprecher in der Waschkabine

Moderne Werbemethoden sollen dabei helfen

Über den Unterschied zwischen technischer und psychologischer Unfallverhütung bzw. über deren Aufgabengebiete noch zu sprechen, ist wohl kaum erforderlich. Jedoch sei einleitend noch einmal darauf hingewiesen, daß wir innerhalb der psychologischen Unfallverhütung zwei Teilgebiete streng voneinander trennen müssen. Es sind dies die Belehrung und die Werbung.

Die Belehrung ist eine echte Schulungsarbeit mit dem Ziel, jeden einzelnen mit seinem Arbeitsplatz sowie dem richtigen Verhalten an ihm bekannt und vertraut zu machen.

Die Werbung wird erst dann sinnvoll, wenn eine Belehrung bereits erfolgt ist. Das ist leicht einzusehen, wenn man sich klarmacht, daß der auf einem Unfallverhütungs-Werbeplakat stehende Satz „Arbeite sicher“ zwangsläufig die Frage nach sich zieht: „Wie denn?“. Das aber wiederum heißt nichts anderes, daß man nur für das werben kann, was seinen Gehalt und seiner Bedeutung nach bekannt ist. Somit hat die Werbung innerhalb der Unfallverhütung die Aufgabe, mit geeigneten Mitteln immer wieder das gelernte richtige Verhalten ins Bewußtsein zu rufen.

Geeignete werberische Mittel? Nun, die Wirtschaft kennt deren eine Unmenge und weiß sie auch augenscheinlich mit Erfolg anzuwenden. So drängte sich, wie ganz von selbst, der Arbeitsschutzstelle die Frage auf: „Sollten auch wir nicht bewährte Methoden der Wirtschaftswerbung für unser Ziel einsetzen?“ Bei diesen Überlegungen erinnerte man sich daran, daß gewisse regelmäßige Reklamesendungen, die aus einer wohl-abgewogenen Mischung beliebter Unterhaltungsmusik und geschickter Werbesprüche bestehen, bei den Hörern stets gut ankommen.

Sollte man das nicht übernehmen? Gedacht, getan! Und so wunderten sich eines Tages manche Kollegen nicht wenig, als gerade zur Zeit des Schichtwechsels vor ihrer Waschkabine eine Wagen hielt, einige Männer mit

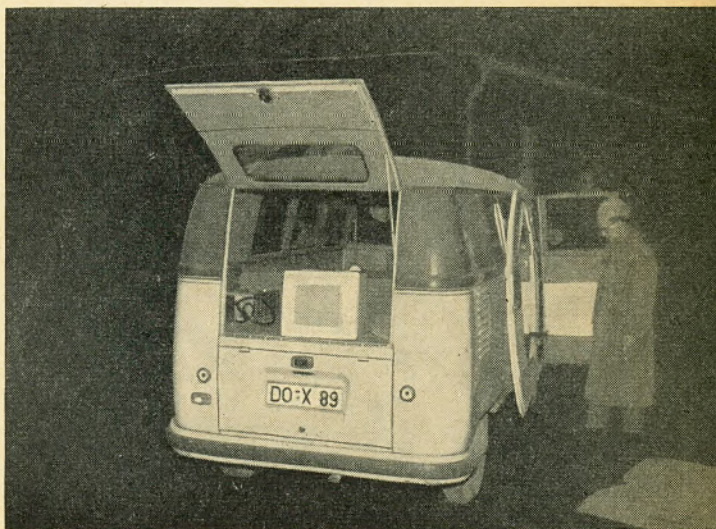
den wohlbekannten grauen Schutzhelmen absprangen, eifrig Kabeltrommeln abwickelten und in den Umkleieräumen Lautsprecher aufstellten.

Ehe aber das allgemeine Staunen sich durch Fragen Luft machen konnte, schmetterten bereits aus den Lautsprechern lustige und bekannte Weisen. Junge, Junge, das gab Stimmung! Und als dann der erste Werbespruch den Grund für das so willkommene „Konzert“ offenbarte, sah man keineswegs enttäuschte Gesichter, sondern, im Gegenteil, begeisterte Zustimmung.

Na also, was will man mehr!

Und — auf Ehrenwort — die Männer vom „Übertragungswagen“ bekommen immer wieder zu hören: „Laßt das Ding doch ganz hier!“ Oder „Kommt recht bald wieder!“

Unser Übertragungswagen



Der gesetzliche Güterstand der Zugewinnngemeinschaft nach dem Gleichberechtigungsgesetz

Mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch vom 18. August 1896, das in wesentlichen Teilen heute noch unverändert gilt, waren und sind unter anderem auch die vermögensrechtlichen Beziehungen der Ehegatten zueinander geregelt. Bei dem Alter dieses Gesetzes ist es verständlich, daß ein erheblicher Teil seiner Vorschriften in der Gegenwart nicht mehr den veränderten Lebensgrundsätzen entsprach. Dies galt vor allen Dingen hinsichtlich der Vorschriften zum gesetzlichen ehelichen Güterrecht, die dem Mann in vermögensrechtlicher Hinsicht gegenüber der Frau eine Vorzugsstellung einräumten. Eine grundsätzliche Änderung dieses Zustandes wurde an sich bereits mit dem Grundgesetz vom 23. Mai 1949 herbeigeführt, das in Artikel 3 Absatz 2 die Gleichberechtigung von Mann und Frau bestimmt. Diesem Grundsatz konnte jedoch nur und mußte mit einem besonderen Gesetz Rechnung getragen werden, wonach alle Bestimmungen aufzuheben oder zu ändern waren, die dem Gleichberechtigungsgrundsatz entgegenstanden. Zum Erlaß eines solchen Gesetzes war dem Bundestag mit Artikel 117 Absatz 1 des Grundgesetzes eine Frist bis zum 31. März 1953 gesetzt worden, denn nach diesem Zeitpunkt sollten alle Bestimmungen außer Kraft treten, die dem Gleichberechtigungsprinzip des Artikels 3 des Grundgesetzes entgegenstanden. Mit erheblicher Verspätung ist dann das sogenannte Gleichberechtigungsgesetz am 18. Juni 1957 verkündet und mit dem größten Teil seiner Bestimmungen ab 1. Juli 1958 wirksam geworden. Danach gilt seit dem 1. Juli 1958 als gesetzlicher Güterstand die sogenannte Zugewinnngemeinschaft für die Ehegatten, die weder einen notariell oder gerichtlich beurkundeten Ehevertrag miteinander geschlossen noch bis zum 30. Juni 1958 bei bereits bestehender Ehe die Zugewinnngemeinschaft durch Erklärung beim Amtsgericht ausgeschlossen haben.

Nach dem bisher geltenden gesetzlichen Güterstand blieb zwar auch mit der Eheschließung jeder Ehegatte Eigentümer seines Vermögens. Der Ehemann hatte jedoch kraft Gesetzes das Recht, gewisse Teile des Vermögens der Ehefrau, das sogenannte eingebrachte Gut, selbst zu verwalten. Zum Beispiel durfte der Ehemann die Mieten eines zum Vermögen der Ehefrau gehörenden Wohnhauses im eigenen Namen geltend machen und einziehen. Über dieses und auch sonstiges Geld seiner Ehefrau konnte der Mann ohne Zustimmung der Frau verfügen. Der Mann durfte, ohne die Frau fragen zu müssen

oder ihrer Erlaubnis zu bedürfen, die Zinsen vom Sparkonto der Frau abheben und dieses Geld ausgeben. Dies ist nach den nunmehr geltenden gesetzlichen Güterstand der Zugewinnngemeinschaft nicht mehr möglich. Grundsätzlich bleibt jeder Ehegatte wie bisher Eigentümer seines Vermögens, das er im Zeitpunkt der Eheschließung besaß und das er danach erwirbt, und jeder Ehegatte ist selbst dazu berufen und berechtigt, sein Vermögen selbständig zu verwalten. Zu gewissen Verfügungen über sein Vermögen bedarf heutzutage jedoch jeder Ehegatte der Zustimmung des anderen. Damit soll verhindert werden, daß ein Ehegatte ohne Wissen des anderen und ohne dessen Einverständnis die materielle Grundlage der Familie schmälert. Wenn sich ein Ehegatte verpflichten will, über sein ganzes Vermögen zu verfügen, so bedarf er hierzu der Einwilligung des anderen Ehegatten. Es wird zwar nicht sehr häufig vorkommen, daß jemand sein Gesamtvermögen auf einen anderen übertragen möchte. Eine derartige Verfügung liegt jedoch nicht nur dann vor, wenn das zu veräußernde Objekt als Vermögen im ganzen bezeichnet wird und dies wirklich auch ist. Eine Verfügung über das Vermögen im ganzen liegt schon dann vor, wenn praktisch der wesentlichste Teil des Gesamtvermögens eines Ehegatten den Eigentümer wechseln soll, wie z. B. bei der Hofübergabe. In der Praxis ist es bereits vorgekommen, daß Grundbuchbeamte es abgelehnt haben, die Belastung von Grundvermögen mit einer Hypothek im Grundbuch einzutragen, weil die Grundpfandrechtsbestellung von einem Ehegatten ohne Zustimmung des anderen beantragt worden war und das zu belastende Grundvermögen praktisch den wesentlichsten Teil des Vermögens des Ehegatten ausmachte. An diesem Beispiel wird klar, daß verheiratete Personen auf erhebliche Schwierigkeiten beim Grundbuchamt stoßen können, wenn sie ihren Grundbesitz ohne Wissen des anderen Ehegatten und insbesondere ohne dessen Einwilligung veräußern oder auf sonstige Weise zu Geld machen wollen. Zum Beispiel könnte ein Hauseigentümer, der sich ein teures Sportmotorrad gekauft hat, ohne Einwilligung seiner Frau den Hausbesitz nicht hypothekarisch belasten, um mit dem aufgenommenen Geld seine Maschine bezahlen zu können, wenn der noch belastungsfähige Hausbesitz das letzte verfügbare Vermögen des Mannes ist. Wenn es allerdings unter dem Gesichtspunkt der ordnungsgemäßen Verwaltung

des Vermögens geboten ist, im ganzen darüber zu verfügen, dann muß auch der andere Ehegatte seine Zustimmung dazu erteilen, andernfalls kann seine Zustimmung durch das Vormundschaftsgericht ersetzt werden. Entsprechendes gilt für die Verfügung über bzw. Veräußerung von einzelnen Gegenständen des Haushaltes. Auch Verfügungen über Haushaltsgegenstände des Mannen Ehegatten sind, selbst wenn sie ihm allein gehören, nur wirksam, wenn der andere Ehegatte zustimmt. Das bedeutet, daß der Ehemann eine seiner Frau gehörende und von ihr im Pfandhaus versetzte Waschmaschine wieder herausverlangen kann, wenn man ihn vorher nicht gefragt hat und er dies nicht billigt, es sei denn, das Vormundschaftsgericht ersetzt die Zustimmung des Mannes. Dies könnte das Vormundschaftsgericht etwa dann tun, wenn der Mann nicht in der Lage ist, den von der Ehefrau für die Familie dringend benötigten und durch die Verpfändung aufgebrauchten Geldbetrag anderweitig zu beschaffen. Man wird sich daher in den Fällen, in denen man von jemandem etwas erwerben will, worüber der andere als Verheirateter ohne Zustimmung des anderen Ehegatten nicht wirksam verfügen kann, der Zustimmung des anderen Ehegatten versichern. Tut man dies nicht, so kann man von dem verheirateten Vertragspartner keinen Schadensersatz fordern, wenn dessen Ehegatte den Vertrag nicht billigt und infolgedessen die Erfüllung dieses Vertrages nicht möglich ist. Wer demnach von einer verheirateten Person preisgünstig ein Grundstück kauft, sich deswegen ein anderes, vielleicht ebenso billiges Grundstück entgehen läßt, kann, wenn das Grundstück praktisch das Gesamtvermögen des Verkäufers darstellt, ohne Zustimmung des Ehegatten des Verkäufers die Erfüllung des Vertrages, nämlich die Auflassung des Grundstücks und die Umschreibung des Eigentumswechsels im Grundbuch zu seinen Gunsten, nicht erzwingen. Beschafft sich der Käufer sodann ein anderes, für den gleichen Zweck geeignetes Grundstück zu einem weit höheren Preis, dann ist der im erhöhten Preis liegende Schaden gegen den verheirateten früheren Vertragspartner nicht durchzusetzen. In Fällen dieser Art wird man sich als Vertragspartner eines verheirateten Ehegatten, um Gewißheit über die Wirksamkeit eines mit diesem abgeschlossenen Vertrages zu erhalten, zweckmäßigerweise also stets nach der Zustimmung des anderen Ehegatten erkundigen und den verheirateten Vertragspartner gegebenenfalls auffordern, die

Zustimmung des anderen beizubringen. Geschieht dies nicht innerhalb von zwei Wochen, dann ist der gesamte Vertrag unwirksam.

Das besondere Merkmal des gesetzlichen Güterstandes der Zugewinnngemeinschaft besteht im Anspruch auf den Ausgleich des Zugewinns. Dieser Ausgleich hat bei Beendigung des Güterstandes zu erfolgen, also beim Tode eines der Ehegatten oder dann, wenn die Ehe aufgelöst wird oder auch in besonderen Fällen schon vor diesen Zeitpunkten. Mit dem Ausgleich des Zugewinns soll dem Umstand Rechnung getragen werden, daß z. B. auch die im Haushalt tätige Frau durch ihre Tätigkeit zu einem in der Ehe möglicherweise erzielten Vermögenszuwachs des anderen Ehegatten beigetragen hat. Ein entsprechender Anteil davon soll ihr über den Ausgleich des Zugewinns zufließen.

Wenn die Ehe und damit der Güterstand der Zugewinnngemeinschaft durch den Tod eines der beiden Ehegatten endet, wird der Ausgleich des Zugewinns in der Form durchgeführt, daß sich der gesetzliche Erbteil des überlebenden Ehegatten um $\frac{1}{4}$ erhöht, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die Ehegatten im Einzelfall tatsächlich einen Zugewinn erzielt haben. Bei beiderseitiger Ehe fiel dem Ehegatten als gesetzlicher Erbteil bisher $\frac{1}{4}$ des Nachlasses zu und dem Kind oder den Kindern die anderen $\frac{3}{4}$. Nach der neuen gesetzlichen Regelung erhöht sich der Erbteil des überlebenden Ehegatten um $\frac{1}{4}$ auf die Hälfte des Nachlasses, so daß sich die Kinder zu gleichen Teilen in die andere Hälfte des Nachlasses teilen müssen. Sind aus einer durch den Tod aufgelösten Ehe keine Kinder hervorgegangen und wird der verstorbene Ehegatte, weil er kein Testament gemacht hat, kraft Gesetzes von seinen Geschwistern und dem anderen Ehegatten beerbt, fällt der Nachlaß an sich je zur Hälfte an die Geschwister und den überlebenden Ehegatten, dessen Erbteil sich jedoch zur Ausgleichung des Zugewinns auf $\frac{3}{4}$ des Nachlasses erhöht, so daß den Geschwistern nur $\frac{1}{4}$ verbleibt. Das gilt nicht, wenn der überlebende Ehegatte testamentarisch zum Erben eingesetzt ist.

Hat der verstorbene Ehegatte allerdings ein Testament errichtet und darin den überlebenden Ehegatten überhaupt nicht zum Erben eingesetzt, also enterbt, und ihm auch kein Vermächtnis zugewendet, dann kann der überlebende Ehegatte den Ausgleich des Zugewinns nach den Vorschriften beanspruchen, die zum Zuge kommen, wenn die Ehe bzw. der Güterstand der Zugewinnngemeinschaft anders als durch Tod enden. Dem überlebenden Ehegatten könnte auch durch ein Testament ein Erbteil zufallen, ohne daß damit

der Höhe nach ein gerechter Ausgleich des Zugewinns herbeigeführt würde. In diesem Falle kann der überlebende Ehegatte die Erbschaft ausschlagen und neben dem Ausgleich des Zugewinns den Pflichtteil verlangen.

Der Zugewinn ist, wenn er nicht wegen Beendigung der Zugewinnngemeinschaft infolge Todes auszugleichen ist, dadurch zu ermitteln, daß das Anfangsvermögen dem Endvermögen eines jeden Ehegatten gegenübergestellt wird. Zugewinn ist dann derjenige Betrag, um den das Endvermögen das Anfangsvermögen übersteigt. Zum Anfangsvermögen gehört das Vermögen, das jeder Ehegatte beim Beginn des Güterstandes, also bei der Eheschließung, hatte. Bei Eheleuten, die vor dem 1. Juli 1958 geheiratet haben, ist das am 1. Juli 1958 vorhandene Vermögen das Anfangsvermögen; gleichzeitig vorhandene Verbindlichkeiten, also Schulden, sind allerdings abzusetzen, so daß z. B. ein mit 25000 DM an Hypotheken oder Baudarlehen belasteter Grundbesitz im Verkehrswert von 40000 DM mit 15000 DM zu bewerten wäre. Was in der Ehe durch Erbschaft oder Schenkung erworben wird, wird dem Anfangsvermögen zugerechnet und ist infolgedessen später kein Zugewinn, während die Zinsen und sonstige Erträge einer während der Ehe angefallenen Erbschaft, soweit sie nicht verbraucht werden, zum Endvermögen gehören, möglicherweise einen Zugewinn ausmachen und damit auszugleichen sind. Endvermögen ist dasjenige Vermögen, das einem Ehegatten nach Abzug der Verbindlichkeiten bei der Beendigung des Güterstandes gehört. Diesem Vermögen sind entsprechende Beträge zuzurechnen, wenn der Ehegatte Teile seines Vermögens verschenkt oder verschwendet oder sonstige Handlungen vorgenommen hat, um den anderen Ehegatten dadurch zu benachteiligen.

Das Gesetz enthält auch Vorschriften darüber, wie die Vermögenswerte im einzelnen zu bewerten sind. Um später einen möglichst gerechten Ausgleich des Zugewinns zu ermöglichen, kann jeder Ehegatte vom anderen verlangen, daß er mitwirkt, ein Verzeichnis über den Bestand und den Wert des einem jeden Ehegatten gehörenden Anfangsvermögens aufzustellen. Unterbleibt dies, so wird vermutet, daß später einmal das Endvermögen eines Ehegatten seinen Zugewinn darstellt.

Übersteigt der Zugewinn des einen Ehegatten den Zugewinn des anderen, dann kann er von dem anderen die Hälfte des Unterschiedsbetrages als Ausgleich verlangen. Hat beispielsweise ein Ehegatte während der Ehe Schulden, mit denen sein Haus belastet ist, im Betrage von 10000 DM getilgt und damit sein bei Beginn der Ehe

vorhandenes Anfangsvermögen um diesen Betrag vermehrt, so hätte er einen Zugewinn in Höhe von 10000 DM erzielt. Wenn der andere Ehegatte in der gleichen Zeit auf seinem Sparbuch einen Zuwachs von 8000 DM zu verzeichnen hätte, wäre der Unterschiedsbetrag der beiden Zugewinne 2000 DM, so daß eine Ausgleichsforderung in Höhe von 1000 DM bestehen würde. Hatte die Ehe am 1. Juli 1958 bereits bestanden, dann müßte hinsichtlich des Anfangsvermögens nicht von den Werten ausgegangen werden, die bei der Eheschließung vorhanden waren, sondern nach dem Vermögensstand vom 1. Juli 1958, weilsich für vor dem 1. Juli 1958 abgeschlossene Ehen der gesetzliche Güterstand der Zugewinnngemeinschaft erst von diesem Zeitpunkt an auswirkt.

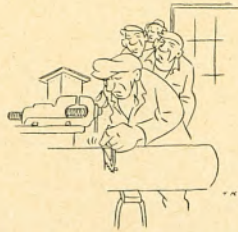
Die Ausgleichsforderung entsteht mit der Beendigung des Güterstandes der Zugewinnngemeinschaft, also beim Tod eines Ehegatten, oder z. B. auf Grund einer Scheidung der Ehe durch das Gericht, wobei die Berechnung der Ausgleichsforderung auf den Zeitpunkt der Erhebung der Scheidungsklage zurückzubeziehen ist. Vom Entstehen der Ausgleichsforderung an ist diese vererblich und kann auch übertragen werden. Sie verjährt in drei Jahren nach der Beendigung des Güterstandes, wenn sie nicht vor Ablauf dieses Zeitraumes gerichtlich geltend gemacht worden ist.

Auf seine Ausgleichsforderung muß sich ein Ehegatte allerdings anrechnen lassen, was er von dem anderen geschenkt erhalten hat, wenn dabei gesagt worden ist, der Wert des Geschenkten solle auf die künftige Ausgleichsforderung angerechnet werden. In der Praxis wird es kaum vorkommen, daß man unter Eheleuten Geschenke unter derartigen Vorbehalten macht. Deswegen bestimmt das Gesetz, daß im Zweifel auf die Ausgleichsforderung alle die gegenseitigen Zuwendungen anzurechnen sind, die den Wert von Gelegenheitsgeschenken übersteigen, die nach den Lebensverhältnissen der Ehegatten üblich sind. Wenn demnach die Ehefrau eines Lastkraftwagenfahrers einen Lottogewinn macht und davon ihrem Mann einen Lastzug zum Betriebe eines eigenen Fuhrunternehmens schenkt, muß sich der Mann den Wert des Lastwagens auf seine später möglicherweise ergebende Ausgleichsforderung gegenüber seiner Frau anrechnen lassen.

Vor Beendigung des gesetzlichen Güterstandes der Zugewinnngemeinschaft kann der Ausgleich des Zugewinns verlangt werden, wenn die Ehegatten drei Jahre getrennt gelebt haben. Der Ausgleich steht in diesem Falle dem zum Getrennleben berechtigten Ehegatten zu, also dem,

Fortsetzung Seite 47

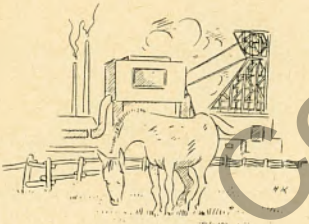
ABC der Erinnerungen *Unseren Jubilaren und Pensionären abgelauscht*



Geiht man, Jungens, dat läßt sich
dä Wilm nich niähmen, hei hiät
auk siän Stolz



Nänä Hännrich, in'n Hiänkelman dau ich
nicks, Inke Emma macht tou Hus wiär'n
Heidenspäcktake!



„Alles von Hände aus machen!“ Grundsatz im vormaschinellen Zeitalter.

Baroper Ochse siehe unter „Ochse“.

Bier „war besser und machte nicht so einen schweren Kopf“. In der Kantine am Drahtwalzwerk bekam man bei dem „umgesattelten“ Lokführer Anton Westphal einen halben Liter für 10 Pfennig, „mit ziemlich viel Schaum drauf“. Man verlangte ein Glas Bier, man ließ sich das Bier auch ins Eßgeschirr füllen, im Notfall in Mütze und Hut, jedenfalls floß es in Strömen.

Brüggmanns Hölzchen war früher von einem festen Zaun aus alten Eisenbahnbohlen eingefäßt.

Casino-Wirt Bock hatte ein Rennpferd, das auf die sich bis Kaiserstuhl erstreckende Weide ging.

Deutschlandkarte hing im Portier I, damit Arbeitsuchende „aus den östlichen Provinzen“, die nicht redegewandt waren, rasch aufzeigen konnten, wo sie herstammten.

Drang nach dem Werk, Heimweh der Pensionäre.

Dreispanner. Schwerer Hammer für 3 Mann. Einer stand am Stiel, zweie an Stricken. Sie zerschlugen die Erze, die der Brecher nicht klein genug gekriegt hatte. Für diese Arbeit brauchte man solche Kräfte, daß „der lange Emil“ (Direktor Schnettler) den ostpreussischen Landarbeiter Franz Schwarz, der sich ihm (1925), 33jährig, bärenstark und 1,98 m groß, arbeitsuchend vorstellte, bedenklich ansah: „Der Mann erscheint mir ein bißchen schwach...“

Düßberg. Wirtschaft in der Kolonie Kaiserstuhl, beliebt als Frühstück-Treffpunkt für Pensionäre und als „Pintchenquelle“ für „Kaltarbeiter“, die zum Frühstück statt Kaffee Schnaps tranken.

Ehrlichkeitsprüfung. „Franz, laß mal den Hundertmarkschein wechseln!“ Franz Willdau (1908), 14jährig, kommt erst auf dem Rückweg auf die Idee, das Häuflein Goldfische, das ihm der feierliche Herr Kassierer gegeben hat, nachzuzählen. Es sind elf! Franz macht kehrtmarsch und reicht das elfte Goldstück dem ob seines „Versehens“ nicht sonderlich betrübten Herrn Kassierer zurück. Später hört er, daß das eine „Ehrlichkeitsprüfung“ gewesen ist. Bei dem Herrn Kassierer und bei seinem Chef, Herrn Langmann, besteht nun die Meinung: „Der Junge ist brauchbar. Man kann ihn überall beighen lassen.“

Essenwagen wurde von Pferden gezogen. Holte ab Körne, später auch ab Denkmal Wambel die Henkelmänner, die von den Frauen in beschriftete und bezifferte, gegeneinander angeordnete Fächer gestellt wurden. Hielt an Tor I. Wer seinen Henkelmann nicht abholte, fand ihn später auf der Erde stehen, oder auch nicht, denn hungrige Unternehmerleute hatten Verwendung dafür. Als einmal die Klosettanlagen in der Nähe gereinigt wurden, fand man 18 rostende Henkelmänner, die nach erfolgtem „Mundraub“ dort gelandet waren. „Taxe“ für die tägliche Beförderung des Henkelmannes war zuerst 1 Pfennig, später 2 Pfennig. Wurde vom Lohn abgehalten.

Fleischwurst. Siehe unter „Wildwest“.

Goldstück. 20 Mark, monatliches Haushaltsgeld für eine sechsköpfige Familie! Man pflegte einmal in 14 Tagen einzu-



Psiakrew, Janeck — Stallupeinen!



Ich brauche kräftige
Leute, Sie scheinen mir
etwas schwach zu sein



Das gäb viel „Klumpkes“!



Niämm man de Wuorteln wiär mit,
Linken, inke Wilm iriärt se doch nich

kaufen. Wer etwas außerhalb wohnte, setzte einen Waschkorb auf eine Karre, steckte eines von den vier Goldstücken, die Vater so im Monat verdiente, ein mit der Absicht, etwa die Hälfte davon in Ware umzusetzen,

SPEZEREI U. KOLONIALWAREN H. KLÖPPERS



Hätt mi dö olle Klöppers van Dage wiär ne schüüne Schürtte giäben

und ging zu Klöppers in der Bornstraße, um den Lebensbedarf für 2 Wochen zu holen. Bei solchem Großeinkauf gab es regelmäßig einen Aufnehmer und 1 Stück Seife zu (was also niemals gekauft zu werden brauchte). Oft hatte Klöppers noch eine gedruckte Schürze als Extrageschenk für Mutter — zum Wiederkommen. Für die Kinder steckte man ihr eine ganze Tüte Klümpkes ein. Die kosteten für das Geschäft nun wirklich fast gar nichts. Als Kunde kriegte man 10 Stück für einen Pfennig.

Groschen. Währungseinheit, für die man vor 50 Jahren mit der Straßenbahn „durch die ganze Stadt“ fahren konnte.

Hygiene. Waschung in einem alten Bratheringstopf oder Marmeladeneimer, in den man winters ein Stück glühendes Eisen warf, um das Wasser zu erwärmen.

Inflation. „Wenn wir um elfe Geld kriegten, war es um zwölfe schon verfallen. Da konnten wir es man in den Ofen stecken. So wurde denn manchmal vorher gezahlt und dann gearbeitet. Ganze Körbe voll Papiergeld wurden angeliefert, und die 2-Mark-Stücke kriegten wir noch ganz warm, so neu waren sie...“

Jelke, Heilgehilfe, wohnte neben dem „Haus der Junggesellen“ in der Eberhardstraße. In seinem Hause waren ein Sprechzimmer und ein Wartezimmer, in dem nachmittags Kassenärzte Sprechstunden für Belegschaftsmitglieder, ihre Frauen und Kinder abhielten. Auch die Untersuchungen der Neueinstellungen wurden hier vorgenommen. Innerhalb des Werkes, in der Unfallstation I, konnten Belegschaftsmitglieder nachmittags ebenfalls einen Kassenarzt konsultieren.

„Junggesellen, Haus der“. Der Stand auf dem heutigen Parkplatz in der Eberhardstraße, zwischen Sozialabteilung und werksärztlicher Dienststelle. Unverheiratete Beamte wohnten hier und wurden von einer werksseitig angestellten Putzfrau betreut. — In einer werknah gelegenen Wohnung hausten lange Zeit zwei bejahrte Junggesellen zusammen. Sie hatten eine gemeinsame Vorliebe für die ewige Zigarre, eine gemeinsame Schwäche für den Alkohol und eine gemeinsame Haushälterin. Jedesmal, wenn sie sehr viel



Kumm es man in drei Wiärken wiär

getrunken hatten, kriegten sie gemeinsam Krach mit der Frau und warfen sie gemeinsam hinaus, um sie, wenn der Rausch verfliegen war, gemeinsam wieder einzustellen. Die Werk-Fama spricht von 50 Entlassungen und 51 Wiedereinstellungen, die die brave Seele verkraften mußte.

Kinderschule. Vorläuferin unseres Kindergartens und Kinderhorts. 1898 die erste soziale Einrichtung der Hoesch AG im Hause der Bücherei, Ecke Oesterholzstraße und Hirtenstraße.

Knochen-Henke. „Regimentsführer“ im Thomaswerk. Er sagte immer mehr, als er eigentlich zu sagen hatte, und die von ihm Herumkommandierten gehorchten ihm nicht allzu gern. Den furchterregenden Namen führte er teils seines barschen Tones wegen, teils aber auch, weil er wirklich mit Knochen zu tun hatte, wenn auch nicht mit beinernen: Den beim Guß entstehenden Metallabfall, der abgeklopft und abgefahren werden mußte, nennt man „Knochen“. Mit diesen Knochen bzw. mit ihrer raschen Entfernung machte Knochen-Henke seiner Mannschaft und den Eisenbahnern das Leben sauer.

„Kolonie“. Werkswohnungen — längst abgebrochen — zwischen Hütte und Kaiserstuhl.

Kriegsschadenrente (kapitalisiert). 1920 genau 660000 Mark, für die man 2 Zigarren kaufen konnte.

Löbning fand jeweils am 10./11. und am 25./26. des Monats statt. Dann standen Schlangen im „Speisesaal“ am Tor I. Dieser Speisesaal diente lediglich als Eßraum für diejenigen Arbeiter, die ihre Mahlzeiten verzehren wollten. Gekocht wurde hier nicht. An Lohntagen waren drei Gruppen versammelt: die Arbeiter, die ihren Lohn haben wollten, die Meister,



Dat wiärk die seggen, Linken, van Dage geiht hä mi nich durch de Lappen

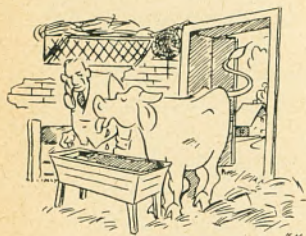
die bei der Auszahlung zugegen sein mußten, und die Kostfrauen der „Logis-Herren“. Sie befürchteten nicht ohne Grund, daß ihre Mieter, erbittert über „immer bloß Kappes, und dafür so viel Geld“, heimlich ausrücken würden, ohne das Kostgeld bezahlt zu haben, das je nach Qualität 40, 45 oder sogar 60 Mark betrug. Auf alle Fälle war einer der beiden Polizisten Poth und Dieckmann anwesend.

Lohnbewegung. Die erste wurde von Konrad Dippel durchgeführt. Der Schichtlohn für Heizer in der Eisenbahnabteilung betrug um 1910 2,80 Mark. Sie murrten zwar darüber, aber keiner wagte ein offenes Wort. Dippel zählte die Häupter der Unzufriedenen, fand, daß es 13 waren, und machte sich zu ihrem Sprecher. Meister Voß, wie erwartet: „Kann ich nicht.“ — „Sollst du auch gar nicht“, antwortete Dippel, „du brauchst nur dem Chef zu sagen, daß ich ihn nach Schichtschluß sprechen will.“ Meister Voß schnappte nach Luft: „Du willst... zum Chef?“ Das hatte es in der Geschichte des Werkes bis dahin nicht gegeben. Und Herr Chiout, der Chef, war besonders unnahbar. „Melde mich man an“, sagte Dippel. Als die Schicht 'rum war, strebte er entschlossenen Schrittes auf das Büro zu. Vor der Tür schon kam ihm Meister Voß entgegen: „Brauchst nicht erst 'reinzugehen. Hab schon mit ihm gesprochen. Ihr kriegt 10 Pfennig mehr.“

Magazin, das, war lange Zeit die Ostgrenze des südöstlich von Park und Weiden gesäumten Werkes. Dort war auch eine Barriere, an der mittags die Arbeiter und ihre Frauen zusammentrafen, damit die Henkelmänner übergeben werden konnten.

Nachtwächter. Siehe unter „Werkschutz“.

Ochse, der Baroper. Um 1900 hatte der Aufsichtsratsvorsitzende der Baroper Walzwerk AG und Ziegeleibesitzer Julius Brand, der seines braunen Bartes wegen „der braune Brand“ genannt wurde, einen Ochsen, der weit über die Grenzen Barops hinaus und in der ganzen eisenschaffenden Industrie Dortmunds bekannt war. Kein Wunder, denn dieser Ochse



Wenn hä nicks tou friärkten hätt,
steiht die ganze Hütte stiihl

war die Seele des Betriebes. Wenn John — so hieß das Tier — nicht gewesen wäre, wer hätte die Stückgüter von der Bahn gebracht? Wer die Kohlen von der Zeche Luise geholt? Wer hätte die Blöcke gefahren und ungezählte andere Nutzfahrten erledigt? Dem Ochsen John galt darum die zärtliche Fürsorge des Herrn Brand. Es verging kein Tag, an dem er nicht, die Pfeife zwischen den Zähnen, durch den Werksgarten dem Ochsenstall zugewandert wäre, um sich davon zu überzeugen, daß John auch das in der Krippe hatte, was er zur Erhaltung und womöglich noch zur Steigerung seiner Kräfte brauchte. Böse Zungen behaupteten: Wenn der Ochse krank wurde, lag der Betrieb still. Herr Brand drückte es anders aus: „Mir ist es lieber, es fehlen 10 Mann, als der Ochse fällt aus...“

Pilleken. Tageskonsum an Schnaps, den man in einer Wirtschaft in der Gronastraße für 10 Pfennig kaufen konnte.

„*Pulverwagen*“. Von zwei Pferden gezogener Wagen der Zeche Gneisenau, der Dynamit, in Kisten verpackt, holte. Belegschaftsmitglieder der Steinfabrik, unter ihnen Karl-Heinrich Welshoff, waren am 11. 12. 1912 auf dem Wege zu einer Beerdigung in der Wirtschaft des Bahnhofes Derne eingekehrt und sahen den „Pulverwagen“ langsam daherkommen. Plötzlich fiel eine der Dynamitkisten herunter. Es gab einen ohrenbetäubenden Knall, den man bis weit hin nach Dortmund verspürte, wo auch Fensterscheiben zersprangen. Als sich die Kameraden in der Bahnhofswirtschaft etwas gefaßt hatten, waren weder Wagen noch Pferde zu sehen. Etwa 100 m von der Unglücksstelle entfernt fand man einige Trümmer.

Quast, Bauer, wohnte am Ende der Kirchderner Straße zwischen dem heutigen Tor X und dem Gutshof Dellwig. Die Kinder, die von hier aus zur Josephsschule in der Bornstraße gingen, hatten einen schier unermesslich langen Schulweg.

Rensing (vorher Kükemann, vorher Schmuck). Wirt der Wirtschaft an der Ecke der Kirchderner und Springorumstraße. Sie war besonders beliebt wegen ihres schönen, von hohen Kastanienbäumen überwölbten Gartens. Unter diesen Bäumen, die z. T. heute noch stehen, während wir an Stelle des Hauses Garagen finden, ist manche Hochzeit von Belegschaftsmitgliedern gefeiert worden.

„*Schmidt's Himmelchen*“. Wäldchen, das früher da wuchs, wo heute die Phosphatmühle steht.

Schnaps kostete je Liter 0,80 Mark. Beim Einkauf von 5 Litern bekam man ihn für 0,65 Mark. Vater sorgte dafür, daß die 5 Liter alle wurden. Es stand z. B. im Thomaswerk immer unter dem laufenden Kran ein Eimer voller Schnapspullen, an die der und jener abwechselnd ging. Keiner vergriff sich je, denn jeder kannte die Pule, die ihm gehörte, und die der anderen genau, respektierte die der Kameraden und wünschte die seine respektiert zu sehen.

Speiseanstalt. Vorläuferin der Werkschänke. Für 35 Pfennig bekam man gutes und kräftiges Essen. Gemüse und Kartoffeln wurden beliebig nachgefüllt aus riesigen Schüsseln auf langen Holztischen. Das Servieren besorgten „die vielen Töchter“ der Herrn Knauber.

„*Spitz*“ hieß die Schmalspurlok Nr. 1, die noch bis 1914 paffend und fauchend durchs Werk fuhr.

Tarifurlaub. Nach dem ersten Weltkrieg gab es den ersten. Je nach Alter und Werkszugehörigkeit betrug er drei Tage, sechs Tage oder mehr.

Unfälle können auch mal harmlos verlaufen. So der Unfall des 1938 verstorbenen Wilhelm Dreesbeindiek, eines der ersten Schmelzer beim Hochofenbetrieb des Eisen- und Stahlwerks Hoesch: Eine Flamme sengte ihm den halben,

Mach dir nichts draus, Wilhelm, der Bart
steht dir auch so ganz gut



sorgfältig ausgezwirnten Schnurrbart weg. Er tröstete sich damit, daß er die andere Hälfte noch hatte, und er wartete geduldig, bis ihm die Haare wieder gewachsen waren.

Ventilation gab es nicht. „In der Mühle haben wir uns gegenseitig vor Staub nicht gesehen.“

Waschkau. Um 1905 wurden die ersten beiden Waschkauen eingerichtet, eine am Hochofen, eine am Thomaswerk. Wer dort gelegentlich ein Bad nehmen wollte, mußte entweder Vorarbeiter sein oder sich mit einem solchen gutstellen und noch dazu den Kauenwart mit einem Priem bestechen.

Werkschutz. Zwei Nachtwächter, die das Werksgebiet, in eine östliche und eine westliche Hälfte unterteilt, durchstreiften.

Wibbecke, der Bauer, der sein Kartoffelland da hatte, wo heute Kindergarten und Kinderhort sind.

Wildwest in der Borsigstraße. 1919 wurde der Kassenwagen von Hoesch, der die Löhnung nach Kaiserstuhl I bringen sollte, in der Borsigstraße überfallen. Die Banditen schossen scharf und trafen das Pferd des Kutschwagens so unglücklich, daß es notgeschlachtet werden mußte. Am nächsten Tage gab es im Betrieb Fleischwurst zu kaufen, für 20 Pfennig das Pfund.

Zigarre. „3 zu 20“ war eine besonders gute Marke in der guten alten Zeit. Davon rauchte man am Sonntag höchstens eine.

„*Zitrolin*“. 1908 wurde werksseitig der Versuch gemacht, die Belegschaft „etwas vom Bier weg“ und an „Zitrolin“ zu gewöhnen. Der süße, eingedickte Zitronensaft sollte verdünnt genossen werden. Mancher verdarb sich den Magen und den Geschmack daran dadurch, daß er ihn unverdünnt trank und Durchfall bekam.



Von links: Johannes Hoischen, Walter Hölkeskamp, Leiter des Düsseldorfer Büros der IG Metall, Hüttendirektor Dr. Harr, Minister Ernst, Regierungsdirektor Dr. Bönig, Hauptgeschäftsführer Dr. Neben vom Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie, Ministerialrat Dr. Fischer, Dipl.-Ing. Antoni



Arbeitsminister Ernst

Landesminister von Nordrhein-Westfalen, besuchte im Dezember unsere Hütte. In seiner Begleitung befanden sich Ministerialrat Dr. Fischer und Oberregierungsgewerberater Kauschke von der Landesregierung, Regierungsdirektor Dr. Bönig von der Regierung Arnsberg, Oberregierungsgewerberater Franke vom Gewerbeaufsichtsamt Dortmund, Hauptgeschäftsführer Dr. Neben vom Arbeitgeberverband Eisen- und Stahlindustrie und Walter Hölkeskamp, Leiter des Düsseldorfer Büros der Industriegewerkschaft Metall.

Aus der Zusammensetzung der Besuchergruppe erhellt: Es ging hier wesentlich um den Menschen im Betrieb. Und man muß sich erinnern, daß Arbeitsminister Ernst, der alte christliche Gewerkschafter, den Mut besaß, als erster die gleitende Arbeitswoche einzuführen, dadurch

die Arbeitszeit wesentlich zu verkürzen und weiten Kreisen der Hüttenarbeiter mehr freie Sonntage zu sichern. Seine beispielhafte Tat wurde bekanntlich von seinem Nachfolger — und Vorgänger — Hemsath für alle Hüttenwerke eingeführt, wozu Minister Ernst kürzlich erneut Sondergenehmigung erteilte. Hier findet er erfreulicherweise die gemeinsame Unterstützung der Arbeitgeber und Gewerkschaft, was Hüttendirektor Dr. Harr in seiner Begrüßungsansprache betont herausstellte.

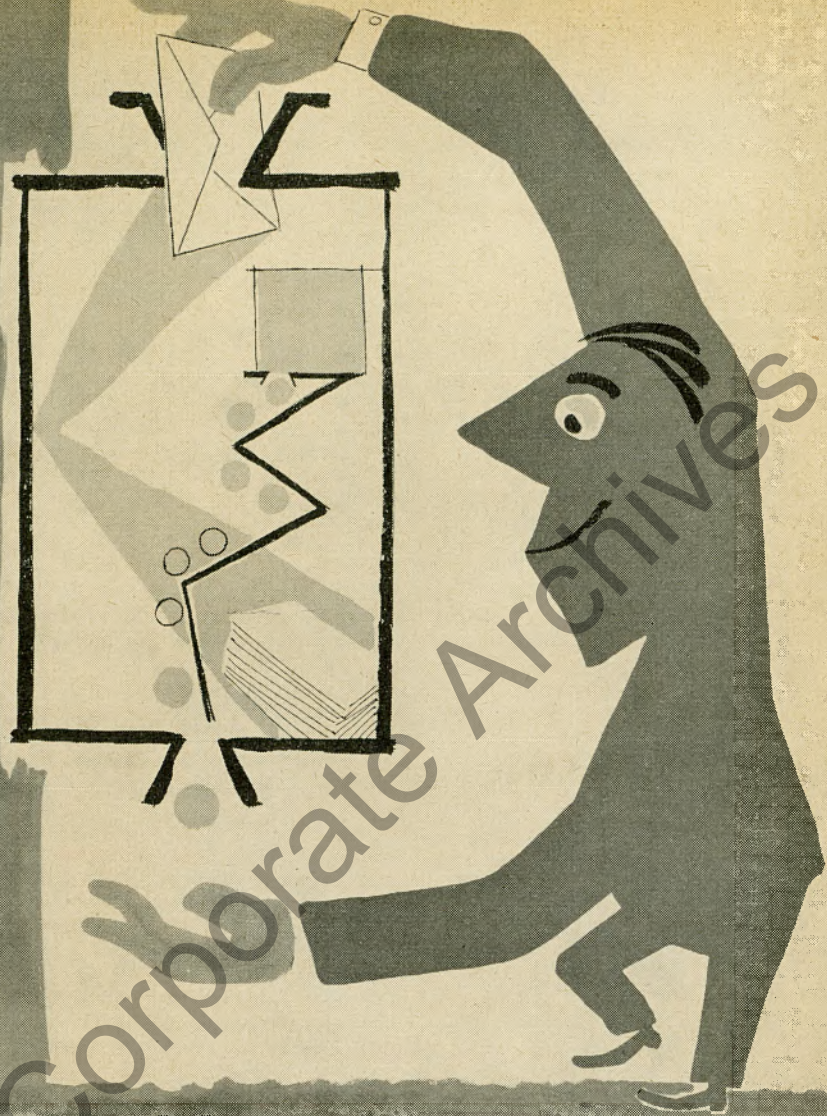
Auf Wunsch des Ministers wurden — um die Gegensätzlichkeit der menschlichen Arbeit und der Technik augenfällig zu machen — unser altes Martinwerk und das moderne Stahlwerk II, die alte Drahtstraße und die neuen Feiseisen- und Breitbandstraßen besucht. Anschließend besichtigten die Besucher die Lehr- und die Sozialwerkstatt, von denen sie sich sehr beeindruckt zeigten.

Die Mitglieder des Verbandes Kommunal-Unternehmer e. V., Köln — Präsident Oberbürgermeister Dr. Max Adenauer, Hauptgeschäftsführer Werner Jacobi, MdB — besuchten anlässlich einer in Dortmund stattgefundenen Tagung unsere Hütte. Arbeitsdirektor Alfred Berndsen hieß sie im Festsaal herzlich willkommen. Sehr interessiert lauschten die Gäste den einführenden Worten des Leiters unserer Abteilung Betriebswirtschaft, Dipl.-Ing. Antoni, der nicht nur technische und soziale Fragen des Werkes behandelte, sondern auch auf die den Gästen besonders naheliegenden Fragen der Versorgung einging. Anschließend besichtigten die Besucher einige Betriebsabteilungen.

Insgesamt hatte unsere Hütte in den letzten drei Monaten 2217 Besucher. Unter ihnen befanden sich 107 Ausländer.

50 Oberstadtdirektoren





Brauchbare Vorschläge – greifbare Belohnung!

Das ist wirklich so. Im Jahre 1958 beispielsweise wurden von unseren Mitarbeitern 306 Verbesserungsvorschläge eingereicht, von denen 199 brauchbar waren. 93 wurden mit einer Anerkennung belohnt, die bis zu 50,— DM betrug. 106 Vorschläge wurden prämiert, davon immerhin eine Anzahl mit 500,— DM. Das ist ein ganzer Batzen Geld.

Belohnungen sind greifbar. Das Geld liegt bei uns buchstäblich auf der Straße. Man braucht nur ein wenig die Augen aufmachen, seinen „Grips“ spielen lassen, eine „kleine Sache mit 'nem Pfiff“ austüfteln. Da gibt es unzählige Möglichkeiten — an der Maschine, im Arbeitsablauf und wo immer es sein mag.

Wo also bleibt dein Verbesserungsvorschlag?

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Helmut Müller, Elektrotechnische Abteilung: Durch die Staubaufwirbelung bei der Benutzung des Wegestückes durch Elektrokarren usw. wurden die Transformatoren sehr stark verschmutzt, was für die elektrische Anlage nicht ungefährlich ist. Durch die vorgeschlagene Befestigung des Weges soll diese Schädigung ausgeschaltet werden.

Fritz Schorf und Heinz Schmidt, Drahtverfeinerung: Durch die Anbringung des neuen Kontaktgebers kann jetzt auch bei starken Drähten die Schweißung der Bau-stahlgewebematten automatisch erfolgen. Mit dem neuen Kontaktgeber können nun alle Drähte, gleich welcher Drahtstärke, automatisch geschweißt werden.

Werner Bauer, Halbzeugstraße: Die Aus-fahrtstische an den Vertikalgerüsten der Staffel I Halbzeugstraße müssen häufiger aus- und eingebaut werden, was mit der bisherigen Methode wesentlich länger dauerte als nach der jetzt vorgeschlagenen Art. Hierdurch werden die Störungsstillstände der Halbzeugstraße gegebenenfalls kürzer bzw. ganz vermieden.



Jubilare Januar 1959

40

HEINRICH INDENBRINKEN
Mechanische Werkstätten
HEINRICH HAUMANN
MA-Hochofen
HEINRICH MATZEIK
Walzwerk I
FRANZ IBEL
Kaltwalzwerk
JOHANN RUPPEL
MA-Hochofen
HERMANN EWERT
MA-Walzwerk I/III
KASIMIR NOWAKOWSKI
Walzwerk I
THEODOR GIESEN
Eisenbahnwerkstätten
HEINRICH NEUSS
MA-Hochofen
WILHELM PESARA
MA-Walzwerk I/III
THEODOR KÖSTER
MA-Hochofen
JOHANN ROGALLA
Hochofen
ALFRED BARTHELS
Thomaswerk
HEINRICH KRITZLER
Eisenbahnwerkstätten
JOHANN NEUHOFF
Breitbandwalzwerk
HERMANN HEITMANN
Eisenbahnwerkstätten
FRANZ BARZIKOWSKI
Walzwerk III
FRIEDRICH BRINKMEIER
Allgemeiner Fahrbetrieb
FRITZ WALTERMATHÉ
Martinwerk I/II
RUDOLF KOTZ
MA-Hochofen
HEINRICH HILLE
I.- und R.-Büro und Werknormstelle
GUSTAV ROSTEK
Elektrotechnische Abteilung
ANDREAS WYDORSKI
Hochofen
OSKAR KLAUKE
Stahlbau
FRIEDRICH HENGSTMANN
Stahlbau
ALBERT RITTER
Gasemagazin

25

KARL WEGNER
Walzwerk I
ADALBERT SCHACHTEN
Martinwerk I/II
EDUARD WIESE
Hochofen
GEORG DUDA
Verfrachtung
PAUL WEISSBECKER
Sportplatzanlage
WOJCIK
Steinfabrik
FRITZ SASSENSCHEIDT
Versuchsanstalt

Verdienstvolle Mitarbeiter

Herbert Loschke, Hochofen: Zum Auflegen der Düsen spitzen werden starre Bügel verwendet, mit deren Hilfe die Spitze horizontal vor die Blasform gehoben wird. In dem sehr beengten Bereich eines Düsenstockes ist es nicht immer möglich, die Düsen spitze genau horizontal zu halten, so daß sie leicht vom Bügel abrutscht und von neuem hochgehoben werden muß. Beim Herunterfallen können leicht Unfälle entstehen. Der vorgeschlagene Bügel ist wie eine Zange ausgebildet, so daß die Spitze in jeder Lage fest darin ruht und nicht abrutschen kann. Der Betrieb hat diesen Bügel ausprobiert und wird alle Öfen damit ausrüsten.

Anton Schwarz, Bauabteilung: Die vorgeschlagene Einrüstung bei Durchführung von Reparaturarbeiten an den Sandrinnen der Amco-Öfen im Walzwerk I ist sehr brauchbar und bedeutet eine Erleichterung bei der Durchführung der Reparaturen. Die Bauabteilung wird auf Grund des Vorschlages Konsolgerüste beschaffen und für die vorbezeichneten Arbeiten verwenden.





Unsere Weihnachtsfeiern

Rund 5500 Kinder und 3000 Väter und Mütter waren ergriffene und begeisterte Gäste an den Weihnachtsfeiern, die das Werk mit dem Festspiel „Stadt auf Stelzen“ in der Kleinen Westfalenhalle durchführte.

Der Leiter der Sozialabteilung, Wilhelm Steegmann, überbrachte die Grüße und Wünsche des Aufsichtsrates und Vorstandes:

„Das sich dem Ende zuneigende Jahr 1958 war arbeitsreich und sorgenvoll. Absatz- und Produktionsrückgang in der eisenschaffenden Industrie führten zu Arbeitszeitverkürzungen, die unseren Belegschaftsmitgliedern empfindliche Einkommenseinbußen aufbürdeten. Selbst Entlassungen haben wir durchführen müssen, die uns besonders schmerzlich berührt haben. Gewaltige Anstrengungen waren und sind erforderlich, um Schlimmeres abzuwenden. Äußerste Sparsamkeit, Leistungssteigerung und rationellste Arbeitsweisen führten zu dem Erfolg, daß wir vielen Arbeitern und Angestellten die Arbeitsplätze erhalten konnten. Zu diesem Erfolg haben Fleiß, Besonnenheit und Treue unserer Belegschaftsmitglieder maßgeblich beigetragen. Vorstand und Aufsichtsrat haben es gedankt durch Aufrechterhaltung der sozialen Leistungen.“

In Anerkennung der vorbildlichen Haltung unserer Belegschaft können wir nach der erfolgten Auszahlung des vollen Weihnachtsgeldes nun auch die Weihnachtsfeiern für unsere Kinder in dieser schönen Halle durchführen. Wir knüpfen

damit an die weihnachtlichen Festspiele der vergangenen Jahre an.“

Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer sprach im Namen der Betriebsvertretung herzliche Begrüßungsworte und dankte dem Vorstand und Aufsichtsrat für die Bereitstellung der Mittel zur Durchführung der Feiern:

„Weihnachten ist das Fest des Friedens, der Freude und der Besinnung. Besinnung halten wollen wir mit einem Rückblick auf das vergangene Jahr. Viel Sorgen hatten wir um die Erhaltung der Arbeitsplätze für viele von uns. Die Hauptsorge ist uns genommen, und wir können im Jahre 1959 wieder mit einer sich normalisierenden Produktion rechnen. Wir wollen uns nicht nur freuen, indem wir schenken und uns beschenken lassen, wir wollen auch für unseren Nächsten Verständnis, Liebe und Gemeinschaftsgefühl aufbringen, denn in der Gemeinsamkeit liegt das, was wir uns alle so von Herzen wünschen: Frieden. Und dieses Wort bedeutet für unsere Kinder eine glückliche Zukunft, für unsere Eltern ein gesichertes Dasein. Dazu wollen wir alles tun. Jedes Jahr sollen die Augen unserer Kinder zum Weihnachtsfest strahlender erscheinen. Das ist für uns Große das schönste Geschenk.“

Jedes Kind erhielt eine schöne Weihnachtstüte, die 14jährigen darüber hinaus ein Buchgeschenk.

Die Lehrwerkstatt führte eine eigene Weihnachtsfeier durch, die durch Kräfte der Städtischen Bühnen sehr stimmungsvoll gestaltet wurde.



Zeichen der Zeit?

Ein großes Unternehmen gab kürzlich zwei Stellenangebote heraus. In dem einen suchte man einen Elektroingenieur, im anderen ein Vorstandsmitglied. Das Ergebnis war verblüffend.

Für die Stelle des Ingenieurs bewarb sich ... niemand!

Für die ausgeschriebene Vorstandsposition aber bewarben sich ... 148 Personen!

Vertreter, pensionierte Offiziere, vorzugsweise Generäle aller Waffengattungen, Geschäftsführer kleinerer und kleinster Firmen, arbeitslose Buchhalter, frischgebackene Doktoren und eine Unzahl Glücksritter aller Altersklassen.

Das notwendige Wissen und Können für den handfesten Beruf des Ingenieurs hätten alle diese Bewerber nicht mitgebracht — und so bewarb sich auch keiner für diese Position.

Lockten allein die hohen Bezüge, oder ist man tatsächlich der Meinung, daß für diese Tätigkeit nur ein einziger Befähigungsnachweis notwendig ist — ein naß-forsches Auftreten? (Aus: „Mensch und Arbeit“)

Im Kampf gegen den Tod

Ende des vergangenen Jahres hatte das Deutsche Rote Kreuz unsere Belegschaft zur Blutspende aufgerufen. Die Beteiligung war, im Gegensatz zu den vorausgegangenen Jahren, erfreulich rege. Weit über 1000 Spender fanden sich an mehreren Tagen in der werksärztlichen Dienststelle ein, um das kostbare Naß für den unbekannten Nachbarn, der in Not geraten ist, ohne eine materielle Entschädigung herzugeben.

Besonders erfreulich war die Tatsache, daß sich zahlreiche junge Belegschaftsmitglieder bereit fanden zu diesem Liebesdienst an den Unbekannten in Bedrängnis. Besonders auch erfreulich deswegen, weil der Blutspendetermin zeitlich zusammenfiel mit dem Zeitpunkt, zu dem in mehreren Städten der Bundesrepublik die beschämenden „Musik-krawalle“ stattfanden. Es gibt somit auch noch junge Menschen, die ihr Leben nach anderen Idealen ausrichten und nicht in der Demolierung öffentlichen Eigentums den Nachweis ihrer Existenzberechtigung zu erbringen suchen.

Insgesamt wurden bei 955 Spendern Blut entnommen. Über 50 Spendewillige mußten wegen bestehender Erkrankungen oder aus anderen Gründen abgewiesen werden.

Die Blutsammelzentrale in Düsseldorf verschickt täglich im Durchschnitt 250 Blutkonserven an die Krankenhäuser unseres Bezirks. Im Durchschnitt enthält eine solche Konserve 400 Kubikzentimeter Blut, was auch der durchschnittlichen Entnahmemenge bei den einzelnen Spendern entspricht. Demnach wären bei uns etwa 382 Liter Blut

Wir kommentieren und glossieren

Wir sind kein Wirtschaftswunderland

In Deutschland und noch viel mehr im Ausland spricht man von der Bundesrepublik als von dem „Wirtschaftswunderland“. Nun hat sich zwar bei uns etwas abgespielt, das uns manchmal wie ein Wunder vorkommt. Wir leben aber keineswegs, wie manche zu glauben scheinen, in einem „Wirtschaftswunderland“, in dem die Wirtschaft das Wunder vollbringen kann, jeden Wunsch zu erfüllen. Wir haben viel und gut gearbeitet und auch Erfolge gehabt, aber wir sind noch lange kein reiches Volk. Vergleichen wir mal an Hand einiger Zahlen die Verhältnisse bei uns mit denen anderer Länder.

Wenn Sie diese Zahlen sehen, wundern Sie sich, denn trotz des „Wirtschaftswunders“ nehmen wir einen recht bescheidenen Platz unter den Industrievölkern der Welt ein. Mit all dem, was wir in einem Jahr leisten und produzieren, stehen wir erst an achter Stelle; und was wir für uns privat verbrauchen, ordnet uns an dieselbe Stelle ein. Mit den Investitionen stehen wir an fünfter Stelle, d. h., daß wir noch sehr viel aufbauen und dafür vorläufig einen Teil unseres Vermögens reservieren müssen.

Wenn Sie die Tabelle genau lesen und vergleichen, sehen Sie, daß es mit dem Schlagwort von dem Gold- und Devisenüberfluß und dem übersteigerten Export gar nicht so weit her ist. Auch unsere Spareinlagen und unser Kraftfahrzeugbestand beweisen noch längst keinen Reichtum.

Wir können stolz sein auf unsere Aufbauleistung nach dem Kriege, aber wir sind kein reiches Volk. Wir können uns eben nicht alle Wünsche erfüllen, denn in der Wirtschaft gibt es nun mal keine Wunder.

Land	Brutto- produkt	Privater Verbrauch	Export	Gold und Devisen September 1957	Spar- einlagen Ende 1956	Einw. je Pkw Anfang 1956
in DM je Kopf der Bevölkerung						
USA	10210	6610	480	560	2970	3,1
Kanada	7710	4820	1300	500	1780	5,4
Schweiz	5500	3460	1220	1590	3780	18
Schweden	5390	3330	1120	260	2300	11
Belgien	4730	3150	1440	500	940	18
Großbritannien	4630	3060	730	190	1900	14
Frankreich	4150	2810	360	120	483	14
Bundesrepublik	3800	2240	580	480	460	31
Niederlande	3140	1860	1110	350	650	37
Italien	2400	1380	190	120	650	54

Berufsprobleme — nüchtern betrachtet

Vor fünfundsiebzig Jahren schrieb Robert Louis Stevenson: „Seht euch einen eurer betrieb-samen Mitmenschen näher an! Er sät Eile und erntet Verdauungsbeschwerden; er investiert ein enormes Kapital an Aktivität, und der Ertrag sind schwere nervöse Störungen.“ Den Betriebsamen von heute geht es nicht besser. Sie hetzen noch mehr, und die nervösen Störungen werden häufiger. Viele Geschäftsleute suchen, durch die geistigen und seelischen Folgen dieser Hetzjagd alarmiert, den Rat von Psychologen und Geistlichen.

„Meine Frau interessiert sich anscheinend mehr dafür, daß wir

mit den ‚richtigen Leuten‘ verkehren,

als daß wir selber glücklich sind“, klagte ein Mann. Er war gerade Abteilungsleiter in einem großen Unternehmen geworden; zum erstenmal in seinem Leben hatte er das Gefühl, nun beruhigt in die Zukunft sehen und das Leben genießen zu dürfen. „Statt dessen zwingt mich der gesellschaftliche Ehrgeiz meiner Frau, wieder ganz von unten anzufangen.“ Wer sind denn diese „richtigen Leute“? Und für wen sind sie richtig? Das Geld, das der Mann ver-

dient, wird ebenfalls oft für eingebildete Bedürfnisse ausgegeben. Denn es geht ja nicht mehr darum, es den andern gleichzutun, sondern — ihnen zu imponieren. Die Psychologen nennen das „Geltungskonsum“. Eine Mahnung an die Frauen, denen das Einkommen ihres Mannes nicht genügt: „Besinnt euch auf das Erreichte! Seid dankbar für das, was ihr habt, und quält euch und eure Männer nicht mit dem Gedanken an das, was ihr nicht habt!“ Das Magengeschwür kann als das Abzeichen jener Männer gelten, die früher

ihre Ellbogen gebraucht

haben, heute aber sanft und höflich sein müssen. Von 176 leitenden Wirtschaftlern, die sich in einer Klinik untersuchen ließen, hatten 31 Magengeschwüre, das sind beinahe 18 Prozent. Schuld daran trägt nach Meinung vieler Ärzte der Zwang zur Liebenswürdigkeit im modernen Wirtschaftsleben. Wer an leitender Stelle steht, darf seinem Unmut unter keinen Umständen freien Lauf lassen; er muß stets gleichbleibend ruhig und höflich bleiben. Das heißt aber nicht selten, daß der Ärger nach innen schlägt und sich in Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Magen- oder Darmstörungen bemerkbar macht.

Viele Männer in mittleren Jahren

quält der Gedanke, sie könnten in ihrer Leistung nachlassen, und der nächste Schritt führe hinaus, nicht hinauf. In Wirklichkeit ist die Furcht vor dem Abfallen der Leistung um die Fünfzig herum meist unbegründet. Ein Mann wird im allgemeinen mit fünfundfünfzig noch das gleiche leisten wie mit sechsundzwanzig.

Ein Mann handelt klug, wenn er sich seine Erfolge einteilt, wie er sein Geld einteilt. Nicht zuviel auf einmal. *Man kann jeden Tag nur einmal nutzen.* Ein Geschäftsmann weiß, daß es wirtschaftlich klug ist, seine Investitionen zu verteilen. Lebensklug ist es, auch seine Arbeitskraft und seine Interessen einzuteilen.

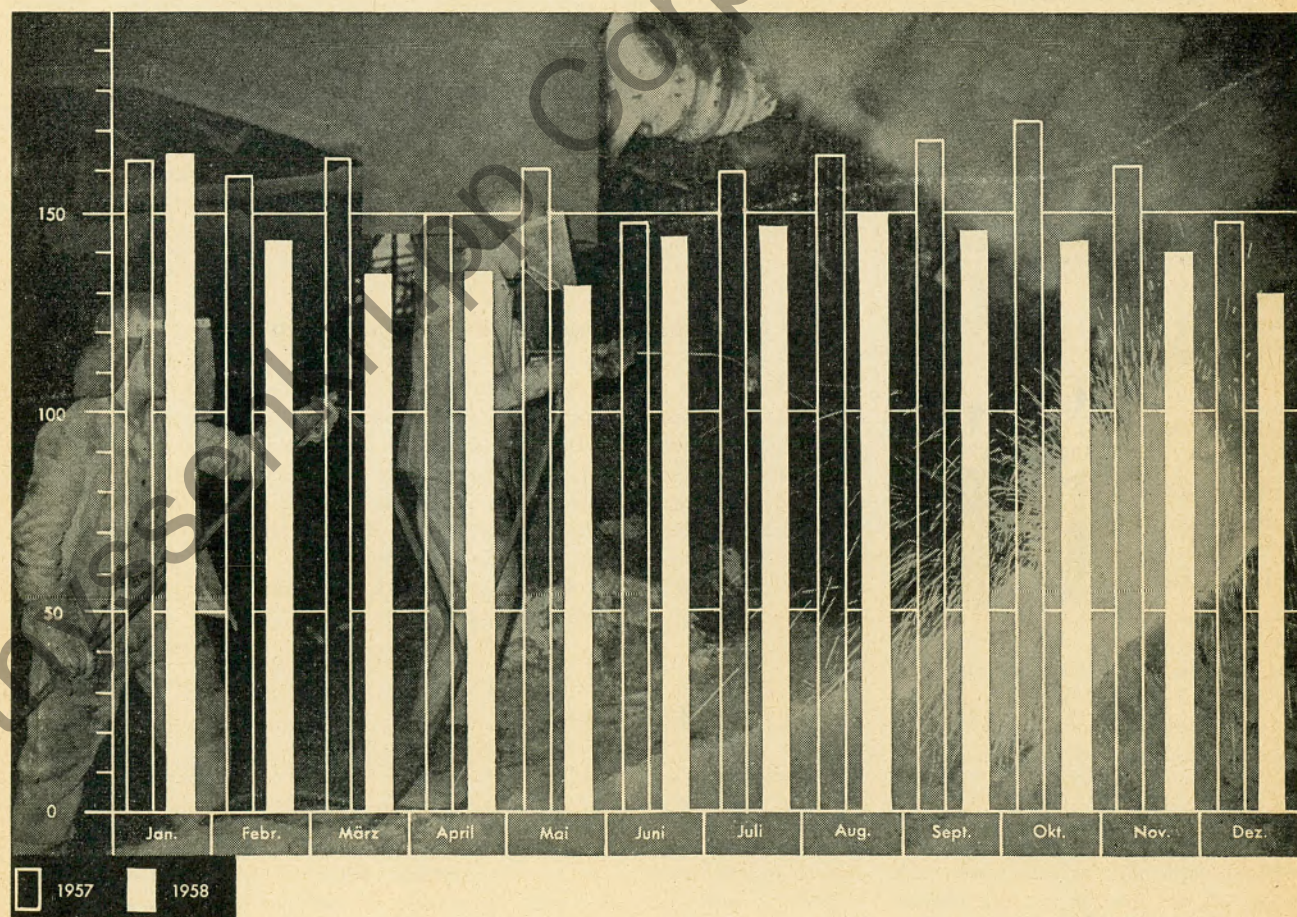
gespendet worden, das sind für den, der es ganz plastisch haben will, 48 Eimer mit je 8 Litern Inhalt. Sicher eine beachtliche Menge. Trotzdem reicht sie nur für knapp 4 Tage aus, um die dringendste Not in den Hospitälern zu bannen.

Allen Spendern, Frauen und Männern, und auch denen, die abgewiesen werden mußten, im Namen der Unbekannten, die im Ringen mit dem Tod eure wertvolle Hilfe erhielten, sei herzlicher Dank an dieser Stelle ausgesprochen.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß das Rote Kreuz die Blutspendeausweise in Bälde verschickt. Diese Ausweise mit der genauen eigenen Blutgruppeneintragung sind wertvolle Unterlagen für den eigenen Notfall und gehören für dauernd, nach Möglichkeit gut sichtbar, in die Brieftasche. Ich darf allen Spendern wünschen, daß sie nie in die Situation geraten mögen, daß ihnen selbst Blut gespendet werden muß. Wenn aber doch der Fall eintreten sollte, dann möge auch er einen Menschen finden, der das lebensrettende Naß für ihn übrig hat.

Dr. Klauschenz

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t

Nachkriegshöchsterzeugung Okt. 1957 = 175330 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123536 t



Unter den sechs Ländern der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft liegt die Bundesrepublik im Stahlverbrauch — je Kopf der Bevölkerung gerechnet — mit 439 kg an der Spitze. Über dem Gemeinschaftsdurchschnitt von 293 kg liegen daneben Frankreich mit 311 und Belgien/Luxemburg mit 309 kg. Diese Ziffern, die ein gutes Indiz für den Industrialisierungsgrad der Volkswirtschaften abgeben, werden natürlich von den USA mit einem je Kopf-Verbrauch von 577 kg weit übertroffen. Für die Sowjetunion liegt eine nur bedingt vergleichbare Zahl vor: die Stahlproduktion je Kopf betrug dort 255 kg im Jahre 1957.



Am 1. Januar trat der Vertrag über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft in Kraft. Innerhalb der sechs Partnerstaaten Frankreich, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg und Deutschland werden gleichzeitig die Zölle für verschiedene Waren um 10 Prozent gesenkt. Die Ausfuhr in die OEEC-Länder ist, wie aus unserem Schaubild ersichtlich, wesentlich höher als die Einfuhr aus den gleichen Staaten. So gehen allein 31 Prozent des bundesdeutschen Exports in diese Länder.

TECHNIK UND PRODUKTION

Auftragsbestand im Stahl- und Eisenbau schrumpft

Während die Betriebe des Stahl- und Eisenbaus im Ruhrgebiet mit überwiegend großen Objekten z. Z. sehr gut ausgelastet sind, bereitet das Fehlen von Anschlußaufträgen und das Schrumpfen des Auftragsbestandes doch erhebliche Sorgen. Am stärksten betroffen ist davon der Stahlhochbau, der bisher die Konjunktur in dieser Branche getragen hatte. Der Stahlwasserbau ist relativ gut beschäftigt. Ebenso der Behälterbau. Der Kranbau ist durch Auslandsaufträge gut beschäftigt. Das Inlandsgeschäft ist hier seit Jahren schwach. Der Weichenbau lebt fast nur noch von Auslandsaufträgen. Die Bundesbahn ist bei der Auftragsvergabe zurückhaltend. Bei Grubenweichen wird die schwierige Situation des Bergbaues spürbar. Der Waggonbau ist teilweise voll beschäftigt, bei jedoch langsam auslaufenden Verträgen. — Die Absatzaussichten für die nächste Zeit werden im Ruhrrevier als nicht günstig bezeichnet. Die Lieferfristen haben sich verkürzt. Die Werke stellen, mit Ausnahme wirklich guter Fachkräfte, durchweg niemand mehr ein. Abgänge werden nicht ersetzt. (VWD)

Mehr Autos

Die Automobilproduktion im Bundesgebiet betrug im November 126 507 Kraftwagen und Straßenzugmaschinen gegenüber 147 999 Einheiten im Oktober und 110 614 im November vorigen Jahres. Dieser Rückgang um 14,5 Prozent gegenüber dem Vormonat wird hauptsächlich auf die geringere Zahl von Arbeitstagen zurückgeführt. Außerdem wirkten sich zum Teil auch saisonale Einflüsse der üblichen Winterschwächung mit aus.

Der Export verminderte sich um 12,4 Prozent auf 63 105 Einheiten gegenüber 72 012 im Oktober. Der Exportanteil an der Produktion erhöhte sich dagegen von 48,7 auf 49,9 Prozent.

Von Januar bis November wurden 1 372 489 Kraftfahrzeuge hergestellt. Das sind 23,4 Prozent mehr als im gleichen Vorjahreszeitraum. Die Ausfuhr erhöhte sich in der gleichen Zeit um 26,8 Prozent gegenüber dem Vorjahr.

1959 1 Mill. t Roheisenproduktion in Nordkorea

Im nächsten Jahr werden in Nordkorea 1 020 000 t Roheisen, 830 000 t Stahl und 600 000 t Stahlerzeugnisse produziert werden, teilte der Minister für Metallurgie nach einer ADN-Meldung mit. Diese Zahlen liegen um 20 % über den ursprünglich für 1961 geplanten Produktionsaufgaben. Innerhalb von 4 bis 5 Jahren soll die Roheisenproduktion auf 4 Mill. t und die Stahlproduktion auf 3 bis 3,5 Mill. t steigen. — Im Gebiet von Jusun in der nordkoreanischen Provinz Hampyung haben Geologen neue große Eisenvorkommen entdeckt, die auf mehrere hundert Mill. t geschätzt werden. Im Gebiet Euiju in der Provinz Pyungen sei mit der Ausbeutung der dortigen Kupfervorkommen von über 10 Mill. t begonnen worden.

Neuer Industrie-Röntgenfilm

Ein neuer Industrie-Röntgenfilm, der eine rund fünfzig Prozent höhere Empfindlichkeit gegenüber Röntgenstrahlen aufweist als der schnellste bislang im Handel erhältliche Kodakfilm, wurde von der „Eastman Kodak Company“ jetzt herausgebracht.

Der Industriefilm führt die Typenbezeichnung „KK“ und dürfte nach Angaben der Herstellerfirma die Belichtungszeit bei radiographischen Untersuchungen an besonders dicken Materialien, wie etwa Schiffsschrauben und große Stahlgußstücke, erheblich verringern.



Billiger kaufen

Interessante Angaben, wie viele Personen von der Möglichkeit Gebrauch machen, den Ladenpreisen auszuweichen, sind in einem jetzt veröffentlichten Bericht des von Professor Gerhard Weiser geleiteten Instituts für Selbsthilfe in Köln enthalten. Im Rahmen einer Repräsentativumfrage über das „Verbraucherverhalten“, bei der 2682 Haushalte in der Bundesrepublik erfaßt wurden, gaben 12,7 Prozent der Arbeiter, 35,5 Prozent der Angestellten, 20 Prozent der Beamten und 32,3 Prozent der Gewerbetreibenden an, daß sie für verschiedene Waren „verbilligte Bezugsquellen“ haben. Während im Durchschnitt nahezu jeder Sechste das Ladengeschäft zu umgehen sucht, sind die Arbeiter bisher die relativ treuesten Kunden des Einzelhandels geblieben. Noch deutlicher geht das aus einer Aufgliederung der Befragten nach der Einkommenshöhe hervor. Je mehr verdient wird, desto mehr Beziehungen zu den verbilligten Bezugsquellen eröffnen sich und desto geringer wird die Bereitschaft, die Ladenpreise zu bezahlen. Haushalte mit einem Einkommen bis zu 200 DM kaufen praktisch noch alles am Ladentisch ein. Bei einem Monatseinkommen bis 500 DM sind es schon 12 Prozent und bei einem Einkommen über 1250 DM sogar 24 Prozent, die einen nicht unerheblichen Teil ihres Bedarfs über den Großhandel, im Betrieb oder „ab Fabrik“ decken. Dabei spielt der Großhandel die weitaus größte Rolle als Bezugsquelle.

(Frankfurter Rundschau)

Muß der Meister die Arbeit vormachen können?

Die Antwort auf diese Frage erscheint eindeutig klar. „Natürlich“, wird man sagen, „muß er die Arbeit vormachen können, sonst ist er eben kein Meister. Ein Meister muß jede Arbeit, die in sein

Fach schlägt, nicht nur vormachen, sondern sogar besser machen können als der Arbeiter“. Grundsätzlich ist das zwar richtig, aber nicht ganz ohne Vorbehalt. Es gibt dabei einiges zu bedenken.

Jeder kennt das Sprichwort: „Übung macht den Meister.“ Das bezieht sich aber nicht auf den Industriemeister, sondern mehr oder weniger auf eine manuelle Leistung. Die Anforderungen, die an den Meister im industriellen Betrieb gestellt werden, gehen über die reinen handwerklichen, fachlichen Fertigkeiten und Leistungen weit hinaus. Die Aufgaben des Meisters haben sich im modernen Industriebetrieb mehr und mehr auf Gebiete verlagert, die höhere Anforderungen an sein technisches Wissen und an seine organisatorische Begabung als an seine manuelle Geschicklichkeit stellen. Ganz abgesehen davon kommt aber jeder Meister, der längere Zeit nicht mehr praktisch gearbeitet hat, aus der notwendigen Übung, ohne daß ihm das Wissen um die Dinge dabei verlorengelht. Im Gegenteil, dadurch, daß sich sein Arbeitsgebiet von der Enge des Arbeitsplatzes auf die ganze Betriebsabteilung, die er als Meister zu überwachen hat, erstreckt, weitet sich auch sein Blickfeld entsprechend, und er muß sich mit vielen Dingen befassen, von denen der Arbeiter an seinem Arbeitsplatz nichts sieht und nichts hört. An Handfertigkeit und Geschicklichkeit büßt er natürlich mit der Zeit ein, weil ihm die tägliche Übung fehlt.

Die meisten Arbeiter werden das einsehen und auch niemals vom Meister verlangen, daß er sich an ihren Platz stellt und etwa im Akkord die gleiche Leistung an Arbeit vollbringt wie sie. Der kluge Meister wird im erforderlichen Fall einen vertrauenswürdigen und tüchtigen Vorarbeiter zur Hand haben.

(Technik und Betrieb)

Zwei Millionen Wohnungen fehlen

Wie aus einer Untersuchung des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung hervorgeht, fehlen in der Bundesrepublik noch immer etwa 1,9 Millionen Wohnungen. Daneben besteht ein latender Nachholbedarf. Etwa 900 000 ältere Wohnungen müssen durch Neubauten ersetzt werden.

Im Gegensatz zu anderen optimistischeren Schätzungen ist das Ifo-Institut der Auffassung, daß auch im Jahre 1968 noch nicht mit einem Gleichgewicht auf dem Wohnungsmarkt zu rechnen ist. Trotz der fortschreitenden Konzentration des Wohnungsmangels in den Großstädten verlagere sich die Bautätigkeit in ländliche Gegenden, in denen sich der geförderte Familienheimbau voll entfalten könne, während der Eigenheimbau in der Umgebung von Großstädten durch den Mangel an Bauland erschwert werde.

(Neue Presse)

Angestellte und Arbeiter

Der DGB lehnt die beabsichtigte Überführung von Angestellten in das Büroarbeitsverhältnis ab. Zahlenmäßig große Gruppen würden bei einer solchen Überführung Rechte verlieren, die sie seit Jahrzehnten besitzen. Unsere wirtschaftliche Entwicklung rechtfertigt in keiner Weise eine derartige Verschlechterung des geltenden Sozial- und Arbeitsrechts. Wir können deshalb keiner Einengung des Angestelltenbegriffs zustimmen. — Aber auch die Versuche, den Arbeiterbegriff neu abzugrenzen, wären sehr bedenklich. — Wenn man die sozialpolitische Entwicklung seit Jahren in der Bundesrepublik und allen anderen westlichen Ländern verfolgt, so stellt man fest, daß sich die arbeits- und sozialrechtlichen Regelungen für Angestellte und Arbeiter immer mehr in Richtung auf die günstigeren Regelungen der einen oder anderen Gruppe angleichen. Das kann zugunsten der Arbeiter, aber auch zugunsten der Angestellten sein. — Die im DGB vereinten Gewerkschaften gehen auch von der Tatsache aus, daß sich in unserer heutigen Gesellschaft Angestellte und Arbeiter in ihrer Eigenschaft als Arbeitnehmer weitgehend in der gleichen Situation befinden. — In ihrer Arbeitnehmerposition stehen Angestellte und Arbeiter vor der gleichen Daseinsunsicherheit. — Auch der gut Verdienende, der seine Arbeitskraft einem Unternehmer anzubieten hat, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, bleibt Arbeitnehmer, solange für ihn die Gefahr besteht, arbeitslos und damit erwerbslos zu werden.

(Wirtschaft und Wissen)

Der tüchtige und zuverlässige Arbeiter

beachtet stets die Unfallverhütungsvorschriften!

Lebensweisheiten

Mein Name ist „Es-hätte-sein-können“. Man nennt mich auch „Nichtmehr“, „Zu-spät“ und „Auf Wiederschen“.

D. G. Rossetti

*

Es ist einmal sehr richtig gesagt worden, daß ein Hungeriger viel mehr an vier belegten Broten als an vier Freiheiten interessiert ist.

Cabot Lodge

*

Des Menschen wirklicher Besitz ist sein Gedächtnis. In nichts anderem ist er reich, in nichts anderem ist er arm.

Alexander Smith

*

Den sicheren Freund erkennt man in unsicherer Sache.

Ennius

*

Es hat keinen großen Geist ohne eine Beimischung von Wahnsinn gegeben.

Seneca

*

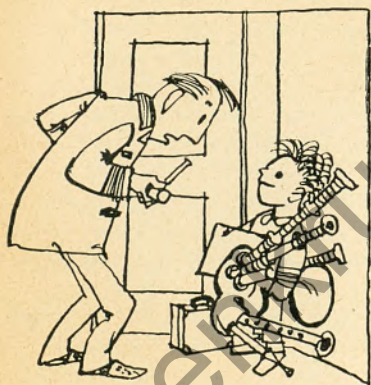
Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.

Wieland

*

Das Schweigen des Volkes ist eine Lehre für die Könige.

Abbé de Beauvais



Gegengabe

Bei meinen Weihnachtseinkäufen fiel mir ein Spielzeug-Dudelsackpfeifer in die Augen. Ein herrliches Geschenk für den kleinen Jungen meines Freundes. Ich schickte ihn also dem Jungen mit einer Karte: „Für Peter mit herzlichen Grüßen von Onkel Jakob“.

Am ersten Feiertag gegen zehn Uhr weckte mich ein Klopfen an der Tür. Draußen stand Peter, im Sonntagsanzug und mit Köfferchen und Dudelsack. Um seinen Hals hing eine Tafel: „Für Onkel Jakob mit herzlichen Grüßen von Peters Eltern“.

(Aus „DAS BESTE“)



Scheidungen werden unmodern

Es wird nicht mehr so leichtfertig zum Scheidungsrichter gegangen, und vor allem auch nicht mehr so unüberlegt geheiratet. Eine Zeitlang war es schon beinahe Mode geworden, unüberlegt gleich zum Standesamt zu laufen. Man war sich gar nicht bewußt, wieviel guter Wille von beiden Seiten dazu gehört, eine richtige Ehe zu führen. Eine Lebensgemeinschaft auf der Basis der Unüberlegtheit kann nun einmal nicht glücken. Jeder Partner stellt nur Forderungen, macht Rechte geltend und kümmert sich im übrigen herzlich wenig um die Pflichten in der Ehe.

Wir sprachen mit einem erfahrenen Rechtsanwalt, der gerade eine junge Frau getröstet und beraten hatte. „Immer dasselbe Lied“, meinte er. „Der Mann hat sich eine neue Freundin angeschafft. Und die Frau liebt nun einmal ihren Mann. Sie ist sogar bereit, die Existenz ihrer Rivalinnen zu ertragen. Aber daß diese nun auch noch in ihren eigenen häuslichen Bereich eindringen möchten, ist ihr denn doch zuviel.“

Meist sind die Frauen ausgesprochen tolerant

und rennen wegen eines kleinen Abenteuers nicht gleich zum Scheidungsanwalt. Die Ehe ist für sie eine Heimat, eine lebenslängliche Aufgabe. Die Männer dagegen fassen die Ehe vielfach nur egoistisch auf. Ich pflege selten zu einer Scheidung zu raten. Die Frauen wünschen sie am wenigsten. Aber auch die Männer unternehmen sehr oft nur Schritte, die aus dem Schock der ersten Reaktion zu erklären sind. Die Überlegung ist ausgeschaltet, man glaubt, etwas Entscheidendes tun zu müssen, sobald der Verstand aber zurückkehrt, kommt die Reue. Und hier wirkt ein Wort des Eheberaters oft Wunder. Jeder Kompromiß ist besser als eine Lösung des Ehekonflikts durch Scheidung. Man sollte Brautpaare darauf hinweisen, daß Konflikte und Krisen in jeder Ehe vorkommen, daß man aber den Willen in die Ehe bringen muß, alle Unbilden zu überwinden. Sind erst einmal Kinder da, fehlt selten die Einsicht der Partner, daß gerade Kinder bei einer Scheidung die Hauptleidtragenden sind. Scheidungswaisen sind die unglücklichsten Geschöpfe der Welt. Ich frage deshalb alle Scheidungswütigen erst einmal, ob sie denn nur an sich denken wollen und nicht auch an ihre Kinder, denen nun die Heimatlosigkeit droht. Gerade um der Kinder willen ist Durchhalten besser als Scheiden. Beinahe jede Ehekrise kann durch Liebe und Verständnis geheilt werden. Aus meiner Praxis kann ich sagen, daß Scheidungen heute nicht mehr zum guten Ton gehören und allgemein die Überzeugung vorherrscht, daß Durchhalten in jedem Falle besser ist als das Auseinandergehen, der Skandal und das Unglück für die Kinder!“

„Er bleibt uns unvergessen“

Das Kuratorium „Freies Wochenende“ hat nach Abstimmung mit Parteien, Organisationen, Verbänden und mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens einen Sperrkalender für 1959 aufgestellt. Danach soll wie bisher das jeweils letzte Wochenende des Monats frei von Tagungen und Veranstaltungen sein.

„Trotz aller Mahnungen erleben wir, wie immer mehr Persönlichkeiten am Herzinfarkt zugrunde gehen“, erklärte der Kuratoriumsvorsitzende Professor Dr. A. Marchionini. „Staatsanwälte sterben im Gerichtssaal, Ärzte bei der Visite, Professoren am Vortragspult.“ Aus Mangel an Zivilcourage würden zu viele Einladungen angenommen. Mancher opfere lieber sein Leben als seinen Ruf als allzeit gefälliger Festredner. In der Leichenrede werde dann rühmend hervorgehoben, daß kein Verein und keine Organisation den Verstorbenen jemals vergeblich gebeten habe, an Veranstaltungen teilzunehmen. „Man lebt aber nicht für einen schönen Nachruf“, meinte der Professor.

Für Absagen hat das Kuratorium humorvolle Karten gedruckt, die dem Eingeladenen die Absage erleichtern sollen.



Das „Schweizerhäuschen“

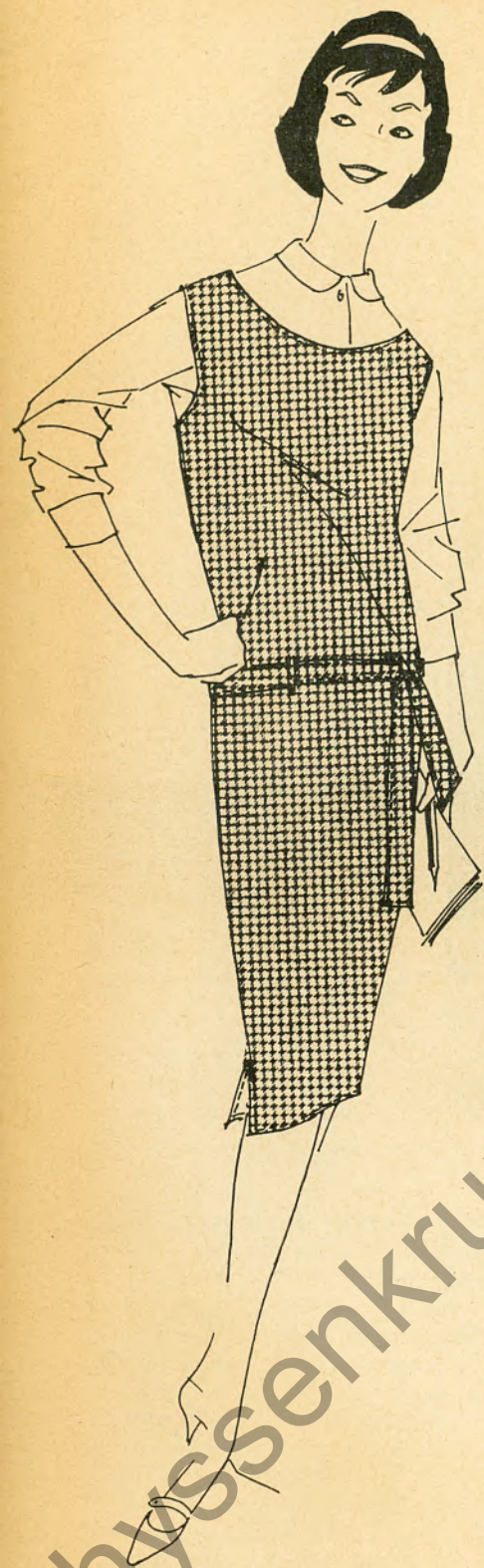
Wenn das „Schweizerhäuschen“ erzählen könnte, dann würden nur wenige unter unseren Belegschaftsmitgliedern bestätigend nicken: „Jaja, so war's...“ Etwas größer wäre die Zahl derer, die nach kurzem Besinnen sagen würden: „Doch, wir erinnern uns, mal gehört zu haben...“ Aber weitaus die meisten, die Jüngeren und die „Zugewanderten“, würden fragen: „Was denn, wie dann? Da, wo heute die Lehrwerkstatt steht?“

Genau da, 50 Meter tief im eisenumzäunten „Brüggmanns Hölzchen“, hatte die Familie Brüggmann es erbaut, weil ihr auf Reisen Häuser dieses Stils so gut gefallen hatten. Das „Schweizerhäuschen“ wurde zum Mittelpunkt von Gartengesellschaften, die Picknicks, „Wettschießen der Damen im Schießstand“ und „Wettfahren bunter Lichter“ auf einem kleinen Teich als lockende Programmpunkte enthielten. Später bewohnte es ein Gärtner. Um 1904 etwa pachtete es die (inzwischen in der Union-Brauerei aufgegangene) Löwen-Brauerei und machte

eine Gastwirtschaft daraus. 1920/21 erwarb die Hoesch AG Hölzchen und Häuschen.

Das „Schweizerhäuschen“ wurde zur Dienstwohnung für zwei „Hoeschianer“, den Werkschutzleiter Schäfer, der unten, und den Kriminalbeamten Sandhövel, der oben einzog.

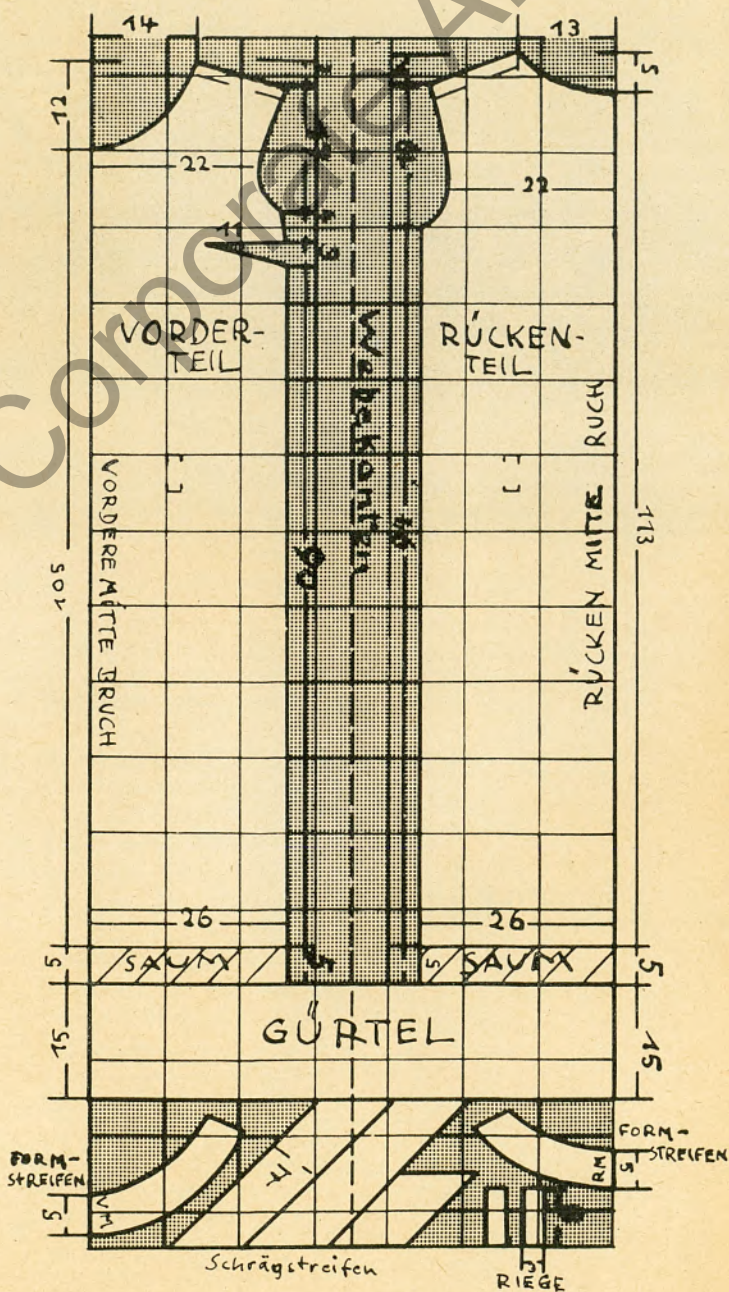
„Nachdem wir in der Oesterholzstraße, in der Borsigstraße und in der Schlosserstraße gewohnt hatten, fühlten wir uns ‚im Wald‘ wie im Himmel“, sagt die heute 75jährige Witwe Agnes Sandhövel. Zwar mußten sie sich daran gewöhnen, bei jedem Schellen schlüsselbewehrt 50 Meter bis zum Tor zu laufen, aber dafür schützte dieses Tor auch das Hobby ihres Mannes: 40 Hühner, die zu pflegen und zu vermehren er sich in seiner Freizeit angelegen sein ließ. Manchmal wuchs der Bestand über Nacht um ein rundes Dutzend, dann nämlich, wenn Sandhövel heimlich eine Glucke gesetzt hatte. Das „Schweizerhäuschen“ fiel den Bomben zum Opfer, die im Teppichwurf auf das Wäldchen niederprasselten.



Versuchen Sie es doch einmal mit einem ärmellosen Sackkleid mit rundem Ausschnitt, das Sie an kalten Tagen auch mit Bluse oder Pullover tragen können. Sie brauchen dazu 1,60 m 1,40 m breiten oder 2,50 m 90 cm breiten Stoff, zwei Rollen Nähseide und drei bis fünf Stunden Arbeitszeit.

Machen Sie sich einen Papierschnitt in Originalgröße, stecken Sie ihn auf den Stoff und schneiden Sie — mit 2 cm Zugabe für die Nähte — zu. Dann schlagen Sie das Muster durch und heften das Kleid zur Probe zusammen. Sitzt es gut, so ziehen Sie die Durchschlagfäden her-

aus und steppen Abnäher, Schulter- und Seitennähte nicht auf, sondern dicht neben den Heftnähten. Bügeln Sie die Nähte gut aus. Setzen Sie die Formstreifen für den Halsausschnitt zusammen und verstürzen ihn. Die lose Kante des Formstreifens wird versäubert und mit lockeren Stichen, die rechts nicht sichtbar sein dürfen, angenäht. Die Armlöcher werden mit Schrägstreifen versäubert. Für den Bindegürtel und die Riegel werden die entsprechenden Teile verstürzt, die Riegel aufgenäht und der Gürtel durchgezogen. Zuletzt wird das Kleid noch gesäumt und gebügelt.



Ein Sackkleid fürs Büro

Streifen —

immer jung und schick

Mögen die Farben auf modischer Palette wechseln, mögen Dessins sich überleben von Saison zu Saison: zäh hält sich in Gunst eines jeden „look“, wie immer er heißen mag, der Streifen. Streifen machen jede Mode mit und passen zu jeglicher Linie, die das Feld erobert.

Sie passen auch zu jedem Jahrgang und zu jeglichem Frauentyp, von sechzehn bis zu sechzig Jahren ist jede Frau in einem Streifenkleid entzückend angezogen, wenn sie recht zu wählen versteht. Hierbei läßt sich die Altersgrenze gar nach Belieben herauf- und herabsetzen, denn schon ganz kleine Mädchen sehen im gestreiften Hängerchen entzückend aus.

Jugendliche Erscheinungen dürfen unbekümmert in breiten Streifen und lebhaften Farben schwelgen, auf matte und glänzende Materialien müssen sie keine Rücksicht nehmen. Die bezaubernden Modelle mit den aparten Aufteilungen von Längs- und Querstreifen mit all den kleidsamen Spielereien der Taschen, Kragen, eingesetzten Teile, zusammengefaßten Partien sind für sie erdacht. Auch die Bordürenstreifen mit reliefartigen Stickeremotiven und aufgestreuten Blumen und Punkten sollten ihnen vorbehalten bleiben.

Die nicht mehr ganz so junge und nicht ganz schmale Frau hingegen wird unter den Streifen sehr selbstkritisch Ausschau halten, bevor sie ihre Wahl trifft. „Streifen machen schlank“, ist zum geflügelten Wort geworden, dem nur bedingt zu trauen ist. Es kommt auf Farbe, Material und nicht zuletzt auf den Streifen selbst an. Dezentere Farben — wenn auch lebhaft — sind zu bevorzugen, breite Streifen sind zu meiden, der feine Streifen ist es, der schlank erscheinen läßt. Er fordert ein knitterfreies gutes Material, sonst umspannt er ungalant die Figur und betont Rundungen, die kaschiert werden sollen.

Streifen längs genommen, quer gesetzt oder diagonal angebracht, können bei Modellen für Vollschlanke äußerst hilfreich sein, wenn sie, wie gesagt, mit äußerster Überlegung genutzt werden.

MK-Julia

Ein Hemdblusenkleid in neuen Streifen

Tageskleid in dezenten Streifen



Das Krampfadernleiden

Die Krampfadern oder Kindsadern oder Varizen gehören zu den chronischen Krankheiten der Blutgefäße. Es sind erweiterte, geschlängelte Blutadern mit krankhaft veränderter Wand. Jeder kennt die Lieblingsstellen dieser Erkrankung an den Beinen, jeder kennt die bläulich durchschimmernden oder die stark hervorspringenden, unschön aussehenden Adern, die mit soviel Komplikationen einhergehen können. Aber wie wenig wird im allgemeinen gegen dieses Leiden getan, wie geringe Beachtung finden diese Befunde, besonders im Anfangsstadium! Wie alle Erkrankungen lassen auch sie sich jedoch gerade zu diesem Zeitpunkt am besten beeinflussen. Später sind langwierige — und für den Betroffenen langweilige — Behandlungsmethoden, Operationen oder Einspritzungen erforderlich, wobei der Erfolg fraglich ist.

Wie entstehen die Krampfadern?

Genau wie bei den Leistenbrüchen oder den Plattfüßen, wie bei den Hämorrhoiden oder den innerlichen Organsenkungen liegt dem Leiden eine angeborene Bindegewebsschwäche zugrunde. (Bindegewebe ist das Gewebe, das sich zwischen den Organen ausbreitet.) Begünstigende Faktoren stellen vor allem langes Stehen, Schwangerschaft, Verstopfungen, Herzfehler, Geschwülste im Becken usw., also alles Erscheinungen, die eine Stauung im Blutadersystem bewirken, dar. Eine Rolle spielen teilweise auch gewisse Störungen der „inneren Drüsen“ sowie nervöse Regulationsstörungen. Leicht zu erklären sind die vielen Komplikationen, die sich aus solch einem Zustand entwickeln können. Die Störung des Blutumlaufes führt zu einem Sauerstoffmangel und damit zu einer Ernährungsstörung des Gewebes. Als Folgen davon treten Hautveränderungen (bläulich-bis schwarzbraune Verfärbungen, Ekzeme, Geschwülste) und Wasseransammlungen im Gewebe in Erscheinung. Diesen Zustand nennt der Laie „Beinleiden“. Häufig sind auch Entzündungen im Krampfaderbereich bzw. Thrombosen (der Thrombus ist ein „Blutpfropf“ oder „Aderpfropf“) oder beide kombiniert.

Die Krampfadern können bereits um das zwanzigste Lebensjahr auftreten.

Mit zunehmendem Alter wächst ihre Zahl.

Viele Krampfadern, die sogenannten „inneren Krampfadern“ oder „tiefen Krampfadern“ kann man auch gar nicht sehen. Gemeinsam ist aber sowohl den oberflächlichen als auch den tiefen Krampfadern das Beschwerdebild. Am häufigsten sind Klagen über rasches Ermüden, Schwäche und Schwere in den Beinen, ziehende bzw. krampfartige Schmerzen (daher der Name!) sowie Jucken.

Was kann man gegen dieses Leiden tun?

Gibt es ein Allheilmittel? Muß man sofort zur Spritze oder zum Operationsmesser greifen? Um die Antwort auf die letzten beiden Fragen vorwegzunehmen, möchte ich jetzt schon sagen: Nein! Der Patient braucht jedoch vor allen Dingen eine Portion Geduld, eine Portion Beständigkeit und viel guten Willen. Er muß von der Vorstellung abgehen, daß alle Krankheiten mit einigen Tabletten oder Spritzen in kürzester Zeit zu heilen sind. Besonders die nicht akuten Krankheiten brauchen ihre Zeit zur Heilung. Weshalb sofort dem Arzt oder den widrigen Umständen die Schuld geben? Weshalb nicht einmal sagen: Ich habe die Schuld! Ich habe das Medikament nicht regelmäßig genommen! Ich habe diese oder jene Verordnung nur wenn ich Lust und Laune hatte angewandt! Ich habe mir den Mißerfolg der körperlichen Faulheit oder der Gedankenfaulheit selbst zuzuschreiben! Fürwahr, ein weites Feld der Selbsterkenntnis!

Wie oben schon gesagt, ist bei jeder Krankheit die Frühbehandlung der beste Weg zum Erfolg. Wenn die ersten Erscheinungen auftreten, muß die Behandlung einsetzen — ja, schon früher als vorbeugende Maßnahme. Aus den Entstehungsursachen lassen sich die einschlagenden Maßnahmen ohne weiteres ablesen.

Statt auf die Straßenbahn zu warten

und anschließend im überfüllten Wagen weiter zu stehen — laufen Sie doch zu Fuß, wenn die Entfernung nicht zu weit ist. (Stehen möglichst einschränken —

Laufen ist das beste Vorbeugungs- und Behandlungsmittel gegen die Krampfadern, weil die Adern durch das Muskel-spiel gut ausgedrückt werden.) Wandern Sie viel, treiben Sie Sport und Gymnastik, lassen Sie viel Luft an Ihre Beine: Die Beine — und nicht nur diese — danken es Ihnen. Laufen Sie viel barfuß! Vermeiden Sie unbequeme und beengende Kleidung, insbesondere auch Strumpfbänder! Gut ist das Trockenbürsten; zu empfehlen sind weiterhin Krampfaderübungen (in Rückenlage mit senkrecht erhobenen Beinen Bewegungen wie beim Radfahren machen), sind Atemübungen (damit die Krampfadern leeresaugt werden), Schwimmen usw. Beseitigen Sie eine evtl. vorhandene Verstopfung — ein Problem für sich! Haben Sie sich schon einmal überlegt, wie widersinnig von vielen — ich glaube sogar sagen zu dürfen, von den meisten — Menschen die Behandlung der Verstopfung betrieben wird? Zuerst kommt das „gute Essen“, kommen Pralinen, die Buttercremetorte, Weißbrot, Stuten — dann folgen Abführmittel in verschiedener Stärke, wobei keiner sich irgendeinen Zwang anzutun braucht, denn es gibt ja Hunderte von Mitteln. Hilft das eine nicht, dann kommt eben das nächst stärkere an die Reihe. Die Ernährung wird aber beibehalten — „die braucht man“!

Die Folgen:

Man wird dicker und aufgeschwemmter — („obwohl ich kaum etwas esse, Herr Doktor; wenn Sie so wenig essen würden wie ich, wären Sie längst verhungert“) — und die Verstopfung bleibt! Aber diejenigen, die dieses hier lesen, wissen sicher Bescheid, wie man es richtig macht. (Wohlverstanden sind solche Verstopfungen auszuschließen, die sich aus organischen Erkrankungen, wie Geschwülsten, Darmverschlingungen usw., ergeben; bei diesen sind operative Maßnahmen am Platz). Leben Sie natürlich! Vermeiden Sie die obengenannten „guten Sachen“, vermeiden Sie blähende Speisen. Essen Sie viel Gemüse, am besten in Öl gedünstet, viel Obst und Rohkost, Vollkornbrot und Sauermilcherzeugnisse. Beherzigen Sie folgende Lehrsätze: Essen Sie nie mehr, als bis Sie satt sind; Gehen und Wandern ist besser als Stehen, Sitzen und Fahren. Soviel zum Verstopfungsproblem! In bezug auf das Sitzen sei noch ganz allgemein folgendes gesagt:

Machen Sie es wie die Amerikaner,

die beim Sitzen die Beine hochlegen. Man kann auch nachts das Bett am Fußende höherstellen (nicht statt dessen ein Keilkissen einlegen, da dasselbe beim

Schlafen verrutscht). Durch das Hochlagern der Beine fließt das Blut in den gesunden und krankhaft veränderten Blutadern (Krampfadern) besser ab. Es ist natürlich, daß die Schwangerschaft eine erhöhte Belastung der Blutzirkulation in den Beinen darstellt. Deshalb sollten krampfaderbehaftete Frauen beim Gehen und Stehen Gummistrümpfe tragen. Zur Vermeidung von Komplikationen — besonders nach der Geburt — sind Zinkleimverbände zu empfehlen, ebenso vor jeder Operation, insbesondere Bauchoperation, und bei längerem Kranklager.

Einen breiten Platz in der Behandlung — und auch bei der Vorbeugung — der Krampfadern nehmen die naturgemäßen Behandlungsarten ein. Teilweise wurde dieses schon oben gestreift (Barfußlaufen, Trockenbürsten usw.). So sind das Wassertreten, Wechselfußbäder, ansteigende Fußbäder (evtl. mit Haferstrohzusatz), Kneippsche Güsse und abendliche Wadenwickel mit Rosmarein-Essig-Wasser sehr beliebt und zu befürworten.

Zu der Behandlung der Komplikationen,

die alle in die Hand eines Arztes gehören, da nur dieser die geeignete Behandlungsmethode kennt:

1. *Bei Wasseransammlungen im Gewebe* empfehlen sich Beinhochlagerung sowie Saft- und Obstfasten (zur Entwässerung). Anschließend — nach völliger Abschwellung — sollte längere Zeit ein Gummistrumpf getragen werden (stundenweise anlegen).
2. *Bei akuten Krampfaderentzündungen* mit und ohne Thrombose (Schwellung des betreffenden Beines, Rötung, Schmerzen) ist strikte Bettruhe erforderlich; daneben laufen feuchte Umschläge, evtl. eine Blutegelbehandlung und diätetische Maßnahmen. Neuerdings läßt man teilweise die Patienten mit einem Zinkleimverband früh aufstehen. Natürlich muß der Ursache der Entzündung nachgegangen und dieselbe ausgeschaltet werden. (Beispiele für solche Ursachen: Venenentzündung durch Unfall — selten —; Infektionskrankheiten, z. B. Grippe, Blutvergiftung, Typhus, Herdinfekte — z. B. chronische Mandelentzündung und Zahnherde.)
3. *Das Krampfadergeschwür* stellt in den meisten Fällen an die Geduld des Patienten und des Arztes hohe Ansprüche, da es oftmals eine sehr schlechte Heilungstendenz zeigt — ja sogar krebsig entarten kann! So kann man das Geschwür, das oftmals schmierig und „ungesund“ aussieht und sich

durch einen flachen Geschwürsgrund mit teilweise schwielig verdicktem und hartem Rand auszeichnet, mit Medikamenten behandeln (Salben und Pasten, Eigenblutverbände, Heilerde usw.), kann es daneben mit künstlicher oder natürlicher Sonne bestrahlen und kann operativ vorgehen und die ungesunden Wucherungen abkratzen bzw. das Geschwür umschneiden oder einspritzen. Natürlich laufen die oben genannten Maßnahmen (Diät, Lagerung usw.) nebenher.

4. *Ektzeme an krampfaderbehafteten Beinen* erfordern neben der Allgemeinbehandlung Maßnahmen in Form von Salbenverbänden oder ähnliches.

Zum Schluß noch einige Worte

zu den operativen Verfahren

der Krampfaderbehandlung und zur Einspritzung von Substanzen in die

krankhaft veränderten Blutadern. Letzteres hat den Zweck, die Innenhäute der Blutader mit Lösungen von Traubenzucker oder Kochsalz zum Verkleben zu bringen und die Krampfadern dadurch „einzutrocknen“. In geübter Hand ist diese Methode ungefährlich und leistet häufig gute Dienste. Man kann dieses Verfahren ambulant durchführen. Bei einer Operation kommen die Entfernung der Krampfader und die Unterbindung in Frage.

Sie sehen, daß viele Möglichkeiten der Krampfaderbehandlung und der Beeinflussung des sogenannten „Beinleidens“ zur Verfügung stehen, daß manche jedoch relativ unbequem und langwierig sind, zumal die Rückfallgefahr groß ist. Deshalb soll nochmals betont werden: Vorbeugen ist auch hier besser und einfacher als Heilen und Frühbehandlung aussichtsreicher als Spätbehandlung.

Dr. K. H. Bohmer

Arterien aus Kunststoff retten Menschenleben

Bei Versuchen, abgenutzte Arterien durch dauerhafte Kunststoffarterien zu ersetzen, hat man es im Laufe der letzten fünfzig Jahre mit allen möglichen Stoffen probiert, mit Metall, Glas und Plastik, mit Teilen körpereigener Venen, mit Arterien von Verstorbenen und mit schlauchartig vernähten Nylonstreifen. Heute ist die Einpflanzung von Blutgefäßen schon ein vielangewandter chirurgischer Eingriff. Als Ersatzteile benutzt man synthetische Stoffe oder Adern Verstorbener. Es laufen bereits Tausende mit säuberlich eingenähten Arterien der einen oder anderen Art umher.

Man macht solche Einpflanzungen, wenn eine Arterie verletzt, infiziert, verkalkt oder bis zu gefährlicher Ausdünnung überdehnt ist. Eine Aderüberdehnung — ein sogenanntes Aneurysma — wird meist an der Aorta beobachtet. Wie ein Luftschlauch bei starkem Aufpumpen bläht sich die Arterie an der schwachen Stelle zu einer Blase auf, die jeden Augenblick platzen und zu innerer Verblutung führen kann. Aderverstopfung und Aderverschluß machen sich am häufigsten in den Beinen bemerkbar, anfangs vielleicht nur durch Schmerzen beim Gehen, schließlich aber womöglich als Gangrän (Gewebebrand), das unter Umständen eine Amputation erfordert. Störungen dieser Art finden sich vorwiegend

bei Männern über fünfzig,

aber auch bei Frauen. Die gefährlichere ist das Aneurysma, denn es gibt unter Umständen keinerlei Warnsignale und führt, wenn es nicht behandelt wird, nach wenigen Jahren zum Tode. Da die Medizin auf diesem Gebiet anfangs keine besonders ermutigenden Ergebnisse erzielte und die Meinung vorherrschte, Arterienverkalkung sei eine unabänderliche Alterserscheinung, hat man dem Problem der chronischen Kreislaufstörungen früher ziemlich fatalistisch gegenübergestanden. Heute aber gibt es an den Hauptkanälen des Blutkreislaufs kaum noch eine Stelle, die der Gefäßchirurg nicht erreichen und reparieren könnte. Wie gesagt, sind die Operationserfolge bei abgenutzten oder verstopften Arterien erst möglich geworden, nachdem sich die Anschauungen über die Arterienverkalkung, die häufigste Ursache der Kreislaufbeschwerden, grundlegend gewandelt hatten. Früher glaubte man, Arterienverhärtung sei ein den ganzen Organismus durchziehendes Grundleiden, gegen das der Chirurg machtlos sei. Demgegenüber erklären heute die Forscher: „Die Chirurgen erkennen die Arteriosklerose nunmehr in vielen Fällen als örtliche, ihrer Natur nach nur abschnittsweise auftretende Erscheinung, gegen die sehr viel getan werden kann. Die Zahl der Kranken, denen man operativ zu helfen vermag, ist ungeheuer groß.“

Berechtigter Auszug aus der Monatsschrift „DAS BESTE aus READER'S DIGEST“



Sie „machen sich am Ball warm“. V.l.n.r.: Michallek, Meyer, Grimm, Dulz, Berning, Trainer Merkel, Zielasko

Hobby Fußball

Unsere „hütteneigenen“ Borussen

beim Training und daheim

Wenn man die Vertragsmannschaft und die Reservemannschaft von Borussia am Dienstag-, Mittwoch- und Donnerstagnachmittag trainieren sieht, dann muß man seine Vorstellung von friedlich nach Feierabend sammelnden, bastelnden, malenden oder lesenden Hobby-Anhängern in Hausröcken und Pantoffeln schnell verjagen, denn hier kriegt man den Wind von vorn.

Höppla, da flog uns ein Originalfußball eben am Kopfe vorbei, dreckig und schwer von der Bodennässe. Was stehen wir auch im Wege herum! Da kommt schon wieder einer... Mit wie vielen Bällen spielen die denn? Die „spielen“ doch nicht. „Sie machen sich am Ball warm.“ Das ist wahrhaftig nötig in der kalten Brise. Jeweils zu Anfang des Trainings werden ein Dutzend Bälle ausgegeben und von kleinen Gruppen übungshalber über den Platz gejagt. Ist das Wetter so schlecht, daß man auf den Aschenplatz gehen muß, nimmt man Gummibälle.

Werden auf einen Spezialpfiff von Trainer Max Merkel, der bei „Rapid“ Wien aktiv war und alle Erdteile besucht hat, die Bälle alle wieder in ein großes Netz gesammelt, um sogleich unterm Wasserhahn mit der Wurzelbürste geschrubbt und zum Trocknen in die milde Atmosphäre eines Gasofens ge-

bracht zu werden, heißt es: „Jacken aus!“

Nun schälen sich aus verkürzten und überlängten, von Wind und Wetter, Dreckig- und Gewaschenwerden, gebleichten Überhüllen die vertrauten schwarzgelben Silhouetten und treten an zum „Konditionsspiel“, das sie in Form bringen und hart und fit machen soll für die fast allsonntäglich fällige Bewährungsprobe. „Kurze Starts“ und Freiübungen schließen nachher das Training ab.

So viele sind bei uns

Wenn die Reservemannschaft hier gegen die Vertragsmannschaft antritt, dann soll sie wohl Schliff und Format bekommen! Berichterstatter und Fotograf sehen mit freudigem Stolz eine ganze Reihe sich versammeln, als ein Gruppenbild der auf der Hoesch-Westfalenhütte beschäftigten Borussen gemacht werden soll, rasch, ehe die Trainerpfeife wieder schrillt.

Da kommen Max Michallek (Verfrachtung) und Erwin Schlebrowsky (Baubehörde), Theodor Berning (Schlosserei Hochofen), Hans-Georg Dulz (Walzen-dreherei) und Helmut Grimm, Friedhelm Meyer und Werner Zielasko aus der Zurichterei I. „Bitte recht freundlich! Danke schön.“ Und los geht's mit dem Spiel.



*Vertragsmannschaft und Nachwuchs:
Vater und Sohn Gerd Schlebrowsky*

Hobby Fußball? Sollte man nicht lieber sagen: „Leidenschaft Fußball“, „Passion Fußball“, „Besessenheit“ oder „Schicksal Fußball“? Man kann kaum von einem schlichten Hobby mehr reden, wenn in der ersten Mannschaft der Gatte und Vater, von der Reserve meist der Sohn und Bruder dreimal in der Woche beim Training, also nachmittags und sicherlich auch teilweise abends, nicht zu sprechen sind. Wenn der Sonntag, familientechnisch gesehen, in den Eimer geht, wenn das sonntägliche gute Essen für den Borussen um 11, um halb 11 oder sogar um 10 Uhr auf dem Tisch stehen muß und er's nachher doch nicht ißt! Wenn

Die Reservespieler Zielasko...



Feste, wie kürzlich Weihnachten, dadurch „gefährdet“ werden, daß der Verein eine nach Spanien verpflichtende Einladung annimmt, die am 17. Dezember beginnt und zeitlich gerade so abläuft, daß der Heilige Abend wieder im Schoße des Heims verbracht werden kann. Von monatelangem, sportgerechtem Leben und Klausur vor Meisterschaftskämpfen ganz zu schweigen.

Was sagen sie zu Hause?

Offen wird zugegeben, daß es bei einer solchen Vernachlässigung des Familienlebens oft „schwierig“ ist, selbst wenn eine Fußballerfrau wie Frau Michallek

geschlagen; zum Spielen dürfe man keinen „schweren Magen“ haben, sagt er. Hingehen? Zusehen? Mein Mann schon, der war ja früher selber... Nein, ich nicht. Soviel verstehe ich nicht von Fußball, und dann kann ich es nicht sehen, wie sie sich so schmeißen und im Dreck wälzen!“

Montags im Betrieb

Um im Betrieb einen Atemzug voller Borussen-Atmosphäre zu nehmen, muß man am besten in die Zurichterei I gehen. Dort, bei Obermeister März, arbeiten gleich drei von der Reserve, die aber auch schon in der ersten Mannschaft



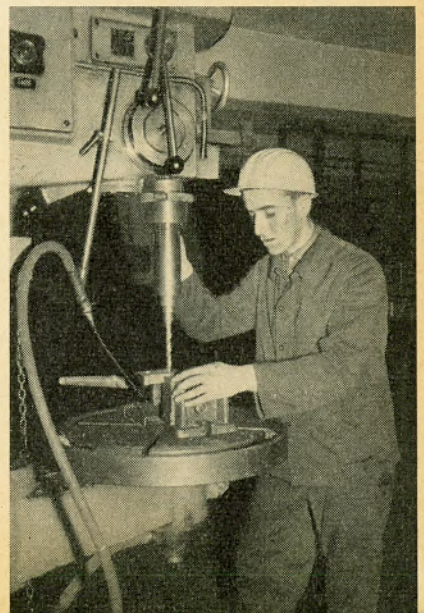
... und Grimm haben in der Zurichterei ziemlich die gleiche Tätigkeit: Anzeichnen...

„schon hinter dem Fußball hergelaufen ist, als sie mich noch nicht kannte“, und wenn Frau Schlebrowsky ihren „rasenden Erwin“ um so besser verstehen kann, als sie selbst mit A-, B- und C-Schein Segelflugzeuge rasend schnell durch Luft und Wolken steuert.

Bei Dulzens sind beide Eltern und der 27-jährige Bruder „sehr für Fußball“, und ihr Verständnis dürfte eine Stütze an der Hoffnung und Gewißheit haben, ihren Fußballer eines Tages in die Vertragsmannschaft „eingebaut“ zu sehen. Namens der Reserve- und Nachwuchsmütter wollen wir Mutti Berning aus der Oesterholzstraße sprechen lassen: „Ob ich mich gefreut habe, als der Theodor Fußball spielen wollte? Na ja — Sport ist gesund! Aber immer das Training auf die schwere Arbeit! Sie können doch auch nicht in Ruhe essen. Sonntags, wenn sie spielen, schon gar nicht. Da will mein Junge von Braten nichts wissen und von Kartoffeln erst recht nicht. Ein bißchen frische Suppe, mit einem Ei hinein-

bei Spielen im In- und Ausland ihren Mann gestanden und Lorbeeren mit heringeholt haben: Helmut Grimm, Friedhelm Meyer und Werner Zielasko, der

... Meyer leistet im gleichen Betrieb Präzisionsarbeit an der Bohrmaschine





Masseur Alex Katler bei der Arbeit

Torwart. Des Trainings wegen haben sie immer Morgenschicht, und wenn die vorbei ist, geht es hoppla-hopp. Montags, in der Frühstückspause, müssen sie sich allerhand sagen lassen, ganz gleich, ob das Spiel am Sonntag gut ausgegangen ist oder nicht. Hinterher kritisieren, Schüsse oder danebengegangene Tore

analysieren, das ist leicht für die Arbeitskameraden. Aber — Meckern bindet.

Auch in den Betrieben, in denen kein Borusse beschäftigt ist, bestimmt Borussia das seelisch-hobbyistische Wochenklima: Haben unsre Jungs gesiegt, flutscht die Arbeit nur so von der Hand.

Das Kapitel „Kluften“

Wir wollen doch einmal dem Mann, der die zwölf Übungsbälle ins Netz gesammelt hat, in die Garderobe folgen und ihn, während er sie abschrubbt, fragen, was denn sein Hobby beim Hobby Fußball ist. Wieder einer von der Westfalenhütte! Walter Betzer ist im Trägerlager beschäftigt, und Fußball war immer sein Ideal. Von 1951 bis 1954 war er Betreuer der Reserve, seit 1954 Betreuer der ersten Mannschaft und mit ihr auf Gedeih und Verderb verschworen, bei Inlandsunternehmungen und Auslandsfahrten unlösbar mit ihr verbunden, für die klamottenmäßige Ausstattung eines Meisterschaftsspiels genauso verantwortlich wie für die flicktechnische Versorgung der Trainingskluften.

Walter Betzer, der um 14 Uhr Schichtschluß hat, im Eilschritt die drei Treppen bis zu seiner Wohnung in der Robertstraße nimmt, die Gabel vom bereitstehenden Teller hochbalanciert, gleichzeitig Reißverschlüsse löst, Schubhänder knüpft, greift die „Koffer mit den Kluften“ und stürzt davon, um mit der „4“ oder „14“ Anschluß an die zum Stadion Rote Erde fahrende „3“ zu kriegen. Dienstags, mittwochs, donnerstags; sonntags schon um 11 Uhr. „Ja, so kann der Fußball einen in Bann schlagen. Wenn mal an einem Sonntag kein Spiel ist, bin

Frau Gerda Betzer auf dem Speicher. Borussen-Jacken, Borussen-Hosen, Borussen-Stutzen bilden hier ihren Horizont



ich schon krank. Dann laufe ich auf einen anderen Fußballplatz.“

Die schwarz-gelbe Wäscherei

Die Koffer mit den „Kluften“ — ohne die ist Walter Betzer nicht vorstellbar. Die Spieler, die Jacken, Hosen, Stutzen und Trainingszeug bei jedem Spiel und jedem Training in jedem Wetter unwahrscheinlich schmutzig machen, füllen ihm auf dem Platz diese Koffer. Zu Hause füllt ihm die Koffer seine Frau Gerda, deren Hobby im Hobby Fußball darin besteht, daß sie seit mehr als vier Jahren die schwarz-gelbe Wäsche der Borussen wäscht und bügelt.

Sonntags, wenn nach der ersten Halbzeit die Kluft gewechselt wird, sind es 33 Jacken, dazu 25 Hosen und 22 Paar Stutzen. Dienstags sind es 15 Garnituren, mittwochs 22, donnerstags wieder 15. Dazu noch das Trainingszeug. Hinzu kommen weiße Sommertrikots, glanzseidene Jacken für das Flutlichtspiel, Ausweichkluften für den Fall, daß man einem auch schwarz-gelbgekleideten Gegner aus gastfreundlicher Höflichkeit kluftmäßig „ausweichen“ muß — es werden im Durchschnitt so 360 bis 380 Borussen-Garnituren sein, die monatlich durch Frau Gerda Betzers Hände gehen. Nicht durch die Waschmaschine. Sie hat gar keine, weil eine Maschine mit Flecken, wie Fußbälle und Stürze sie

machen, ebensowenig fertig würde wie mit den Farben und mit den Mikrorasenplätzen, die sich in den Hosentaschen und in den Zwischenräumen der dreifachen Gummis an den Hosen sammeln. Nein, das macht man mit gründlichem Einweichen am Sonntagabend und mit der Wurzelbürste auf dem Küchentisch, den ganzen Montag lang. Vater Walter, Sohn Siegfried, Lehrwerkstatt und Nachwuchs-Borusse, Tochter Brigitte — die wissen schon, daß es montags immer kurze Küche gibt, dem Familienhobby zuliebe!

Wenn der Sand mit der Schippe aus dem Spülstein geholt worden, wenn alles Nasse zum Trocknen auf den Speicher gewandert ist, geht's ans Bügeln, Stopfen und Flicken, denn: Dienstag müssen die Koffer wieder voll frischer Wäsche sein.

„Nothelfer“ im Hintergrunde

Die Spielerfrauen „sehen die Sachen gar nicht“. Mit dieser für eine, an Behandlung von „Kluften“ nicht gewöhnte Frau sicherlich anstrengenden Nebenseite von ihrer Männer Hobby haben sie nichts zu tun, und mit den Schuhen auch nicht. Die nimmt ein jeglicher mit nach Hause und wischt und wienert und schraubt und „leistet“ nach seinem oder seiner Vordermänner erprobtem Spezialrezept. Die Spielerfrauen treffen auch die speziellen „Nothelfer“ kaum, die sich um

Leib und Leben, Wohl und Wehe ihrer berühmt gewordenen oder berühmt werdenden Männer kümmern: Dr. Meliwar zum Beispiel, den Vereinsarzt, bei jedem Spiel mit „Nähzeug“ dabei, oder den Masseur Alex Katler, der seit nun bald zwölf Jahren die auf den Massagebetten vor ihn hingebreiteten Muskeln erweicht und knetet, beim Training mit Öl aus dem „kleinen“, beim Spiel mit Öl aus dem „großen“, mit allen Schikanen ausgerüsteten „Erste-Hilfe-Kasten“.

Und gerade so, wie die Borussen-Frauen manchmal zu ihren Männern sagen: „Man sieht dich ja gar nicht mehr!“, so sagt der Wirt vom Borussen-Vereinsslokal am Borsigplatz, August Lenz, zu seinen Männern: „Man sieht euch ja kaum mehr...“ Tja. Das liegt einmal daran, daß es eben recht weit ist vom Stadion Rote Erde bis zum Borsigplatz, für eine Mannschaft, die sich nach abgeleiteter Frühschicht beim Training weidlich geplagt hat; und zum zweiten: Häufig sind die Borussen nach dem Training für ihre Spielersitzung eingeladen, mal hier, mal dort. Das gehört dazu, wenn man Weltruf genießt, pausenlos im Scheinwerferlicht des öffentlichen Interesses steht und wenn man sich auf ein so bedeutendes Ereignis vorbereiten muß wie das 50jährige Bestehen des Vereins, das Anfang August 1959 gefeiert werden wird.

Sind die Spieler an den Übungsbällen warm geworden, dann bearbeitet Walter Betzer die Bälle mit der Wurzelbürste



FÜR UNSERE FOTOFREUNDE:

DER WEG ZUR HÜTTE

Da hat einer unserer Mitarbeiter auf dem Weg zur Hütte seinen Fotoapparat mitgenommen. Und so entstanden die Bilder vom einfahrenden Zug kurz vor dem Hauptbahnhof, von der Straßenbahn-Umsteigstelle, von der Brücke über die Oestermärsch, vom Borsigplatz — und alle die anderen Bilder aus unserem Alltag, wie wir sie täglich sehen.



Die Brücke

Kirchner: Die Maler der Brücke



Im Kölner Wallraf-Richartz-Museum hängt ein Bild, das vier Männer dichtgedrängt in einem atelierähnlichen Raum zeigt. Es sind die Maler der „Brücke“: Ernst Ludwig Kirchner, dem wir dieses Bild verdanken (links), Erich Heckel (Mitte), Karl Schmidt-Rottluff (rechts) und Otto Mueller (sitzend).

Dieses Gemälde ist ein recht einmaliges Dokument in der Geschichte der neueren deutschen Kunst, redet es doch sehr anschaulich von der engen Künstlergemeinschaft, die sich unter dem Namen „Brücke“ zusammenfand, und von der ausgeprägten Wesensart ihrer einzelnen Mitglieder.

Will man ungefähr den Platz bestimmen, den die „Brücke“ in der Entwicklung der modernen Malerei einnimmt, so darf das künstlerische Schaffen der Brücke-Maler als erster bahnbrechender, stürmischer Aufbruch des deutschen Expressionismus vor Beginn des ersten Weltkriegs gelten.

Im Jahre 1904 wurden die Architekturstudenten an der Dresdener Technischen Hochschule *Kirchner, Heckel, Schmidt-Rottluff* Freunde. Als sie sich dann 1905 in Dresden zur Künstlergemeinschaft „Brücke“ vereinigten, war keiner von ihnen Künstler im üblichen Sinn des Wortes, denn bisher hatten sich die drei, ohne nennenswerte Ausbildung, nur nebenbei mit Zeichnen und Malerei befaßt. Ab 1905 widmeten sie sich ganz der Malerei, lebten und arbeiteten zusammen und stellten gemeinsam ihre Werke aus.

Doch den Gründern der „Brücke“ ging es nicht um Kunst, um Malerei allein, um künstlerische Betätigung als etwas Abgesondertes, für sich Bestehendes. Ihnen war die Malerei nur das beste und geeignete Mittel, ihrer geistigen Haltung Ausdruck zu geben und mit Hilfe des Bildes auf Zeit und Zeitgenossen nach ihren Vorstellungen einzuwirken.

Durch die Jugend jener Vorkriegsjahre geht ein unruhiger Drang, geboren aus dem Mißvergnügen an der satten, selbstzufriedenen Bürgerlichkeit und der Ahnung nicht mehr ferner Umwälzungen und Zusammenbrüche. Eine Aufbruchstimmung herrscht, eine zukunftsfrohe Erwartung.

Ilier stehen die Brücke-Leute in vorderster Linie, werden zu Sprechern dieses jugendlichen Grundgefühls. In schroffer Ablehnung und stolzer Verachtung des Bestehenden fühlen sie sich als Kündler einer neuen Zeit und Generation, als ein Stoßtrupp in eine bessere Zukunft. Das sagt sehr deutlich das Programm der „Brücke“: „Mit dem Glauben an Entwicklung, an eine neue Generation der Schaffenden wie der Genießenden rufen wir alle Jugend zusammen, und als Jugend, die die Zukunft trägt, wollen wir uns Arm- und Lebensfreiheit verschaffen gegenüber den wohlangessenen älteren Kräften. Jeder gehört zu uns, der unmittelbar und unverfälscht das wiedergibt, was ihn zum Schaffen drängt.“ Und Schmidt-Rottluff schreibt einmal: „Alle revolutionären und gärenden Elemente an sich zu ziehen, das besagt der Name ‚Brücke‘.“

Diesen geistigen Hintergrund muß man sich bewußt machen, um dem Wollen und Schaffen der jungen Brücke-Maler gerecht zu werden.

In den folgenden Jahren wurden neue Mitglieder gewonnen, u. a. Emil Nolde (der allerdings 1907 schon wieder austritt), Max Pechstein und Otto Mueller (der 1910 hinzukommt). Nach und nach, gegen 1910, siedelte die „Brücke“ nach Berlin über. Dort löste sie sich 1913 auf. Ein Streit um die von Kirchner verfaßte Chronik der „Brücke“ war wohl nur der Anlaß, im Grunde fühlte jeder, daß er nun seinen eigenen selbständigen Weg zu gehen habe, wobei ihn die Bindung an eine so enge Gemeinschaft, wie es die „Brücke“ war, nur hindern würde.

Die „Brücke“ wollte eine neue, „unmittelbare und unverfälschte“ Malerei schaffen. Ihr Sehen und Erleben der

Umwelt warfen die jungen Maler in stark leuchtenden Farben und knappen, vereinfachenden Konturen auf die Leinwand. Vergleichbar der Wirkung einer Explosion, sollen diese Bilder (die zumeist im Thema gar nichts Aufregendes haben) den Betrachter direkt anspringen, ihn mit einem Schlag gefangen- und ganz in Anspruch nehmen — kurz: man wollte, daß von der Malerei wieder eine direkte und starke Wirkung auf den ganzen Menschen ausgehe, ein unmittelbares seelisches Erleben von Farbe und Form.

Diesen Stil, der ihnen vorschwebte, erarbeiteten sich die Brücke-Leute in gemeinsamem Bemühen und ständiger gegenseitiger Kontrolle. So sind sich ihre Werke in den ersten Jahren recht ähnlich. Erst später erkennt man im Rahmen des gemeinsamen Wollens deutlich und unverwechselbar die verschiedenartigen und recht gegensätzlichen Charaktere und Wesenszüge der einzelnen Brücke-Mitglieder.

Ernst Ludwig Kirchner

Zurück zu dem Gruppenbild der Brücke-Maler. Ernst Ludwig Kirchner, dessen Profil sich vom Fenster im Hintergrund abhebt, darf als geistiger Führer der Gruppe gelten. Wie schon die vorgebeugte Haltung und der Gesichtsausdruck, besonders Mund und Augen ahnen lassen, ist er der Unruhigste, Erregteste, Kühnste unter den vieren. Sensibel, kritisch, aggressiv, stößt dieser Arztsohn aus Aschaffenburg am weitesten vor in das künstlerische Neuland, bringt das Unerhörteste und Revolutionärste in der Malerei der „Brücke“.

Höhepunkt von Kirchners Brücke-Zeit sind sicherlich seine Berliner Straßensbilder aus den Jahren 1912/13. In ihnen öffnet sich eine phantastische Welt, das Leben auf den Straßen der Großstadt. Die Ruhelosigkeit, Künstlichkeit und wilde Phantastik der großen Stadt und ihrer Gesellschaft kommen Kirchners inzwischen ausgebildetem Stil entgegen wie kaum eine andere Umgebung. In zuckenden, geknickten, zersprengten Formen und grellen Farben bannt er die Gesellschaft des Kurfürstendamms am Vorabend des Weltkrieges. Meist sind es Kokotten, die auf diesen Bildern flanieren oder



Kirchner: Straßenszene Berlin 1913

vor Schaufenstern stehenbleiben, in ihrem modischen Putz, großen, fremdartigen Vögeln ähnlich, mit maskenhaft-starren Gesichtern. In so unheimlicher wie meisterhafter Weise verdichtet Kirchner gerade in diesen Gestalten die böse Dämonie der modernen Großstadt, das rufende und lockende Laster, die rastlosen Süchte und Begierden. Was sind die fünf Frauengestalten auf unserem Bild anders als knappe, äußerst treffsichere Ausdruckszeichen für die von Kirchner erlebte böse und grelle Dämonie dieses Großstadtlebens? Das gerade wollten die Maler der „Brücke“ verwirklichen: für ihr Erleben der Außenwelt das ausdrucksstarke, konzentrierte Zeichen zu finden und in diesem Zeichen den Betrachter gleiches oder ähnliches empfinden und erleben lassen.

Erich Heckel

Das Gruppenbild zeigt ihn in der Mitte stehend. Seine entspannte Haltung, die ruhigen, breiten Gesichtszüge, der stille, aufmerksame, ein wenig skeptische Ausdruck der Augen — all das unterscheidet den Menschen Heckel von seinen Nachbarn in diesem Atelier, dem erregten Kirchner und dem kraftvollen Schmidt-Rottluff.

So ist auch Heckels Kunst, mag sie in den ersten Jahren auch sehr stark im gemeinsamen Stil aufgehen, mag sie auch zeitweilig sehr unter dem Einfluß des unruhigen Kirchner stehen, immer um einige Töne stiller, verhaltener, gedämpfter als die der anderen. Das Laute, Heftige, Leidenschaftliche ist seinem Wesen und damit auch seiner Kunst fremd.

Im Gegensatz zu Kirchner und Schmidt-Rottluff, bei denen der extreme Wille zum Ausdruck jede feste Bildordnung sprengt, zeigte sich gerade in den späten Brücke-Bildern Heckels das Bestreben, sein seelisches Erleben bzw. die Formen und Farben, in denen er dieses Erleben dem Betrachter mitteilt, in eine feste und klare Ordnung zu bringen, das Bild gewissermaßen aufzubauen.

Heckel: Genesende Frau, 1913



Für diesen Charakter von Heckels Kunst — die Verhaltenheit des Ausdrucks und den Willen zur Bildordnung — ist die „Genesende Frau“ ein schönes Beispiel. Gerade dieses Thema „Genesung“, das so gar nichts Lautes, Heftiges enthält, vielmehr nur Stille, Zartheit und Behutsamkeit in sich schließt, mußte dem Wesen Heckels sehr entgegenkommen.

Als einem Expressionisten ging es Heckel nicht darum, einen bestimmten Menschen, die Frau X, während der Genesung in diesem Bilde festzuhalten. Mag er auch durch eine bestimmte Person zu diesem Gemälde angeregt worden sein, das Individuelle der Dargestellten gibt er auf, um allein diesen besonderen seelischen Zustand des Genesenden schlechthin in aller Intensität sichtbar zu machen. Eine seelische Situation des Menschen wird dargestellt, drückt sich aus in jeder Form auf diesem Bild. Dieser Ausdruck (um den es dem Expressionisten geht) wird am beredtesten in dem eingefallenen Gesicht mit den großen, schweren, noch verschleierte Augen und in der ersten, zarten Berührung der noch steifen Hände.

Karl Schmidt-Rottluff

Der vorgebeugte, eckige Schädel, der bohrende, fest anpackende Blick hinter den Brillengläsern, das kräftige, bewegte

Stehen — Gesichtsausdruck und Haltung, die Kirchner diesem Malerfreund auf dem Gruppenbild (rechts) gegeben hat, verraten viel über Wesensart und Kunst von Karl Schmidt-Rottluff.

Er ist der kraftvollste unter den Brücke-Künstlern. Sein Erleben und Darstellen der Umwelt vollzieht sich ganz anders als das Kirchners oder Heckels. In direktem, hartem Zugriff faßt er die Formen der Außenwelt und verfährt mit ihnen in fast gewalttätiger Weise. Knappe, kraftvoll-derbe Linien umreißen Menschen und Dinge. Innerhalb dieser groben Umrisse entfaltet die Farbe ein nicht minder kraftvolles, starkes und breites Leben. Oft bewegen sich die Dinge auf seinen Bildern wie in einem schweren, kraftvollen, gewissermaßen stampfenden Tanz.

So wird selbst die ruhige Ostseelandschaft (Haff) unter Schmidt-Rottluffs Händen von dröhnender Bewegung gepackt: Der Baumstamm verformt sich wie unter der Last der riesigen blätterähnlichen Zweige, die schweren Formen der Kähne und Masten geraten in mächtiges Schwingen.

Für den Menschen ist auf den Bildern Schmidt-Rottluffs kein Platz. Erfassen und Darstellen menschlicher Situationen und Probleme — wie es bei Kirchner und Heckel geschieht — liegen außerhalb des Wesens dieses Künstlers. Doch ist auch er ein echter Expressionist. Er erlebt den schweren, kräftigen

Schmidt-Rottluff: Fischerkähne am Haff, 1913



Rhythmus der Dinge, deren mächtigem Klang in seinem Innern muß er Ausdruck geben in den monumentalen Formen auf seinen Bildern. Schmidt-Rottluffs Schaffen ist ein manchmal wildbewegter, manchmal breitströmender Gesang von der elementaren Kraft, die Bergen, Bäumen, Türmen und Häusern innewohnt.

Otto Mueller

Die eigenartigste Gestalt unter den so verschiedenartigen Brücke-Malern ist Otto Mueller. Das Gruppenbild zeigt ihn zusammengekauert auf einem niedrigen Schemel sitzend und still-verloren vor sich hinträumend.

Ein fremdartiges Gesicht. Unbekannt und fremdartig auch seine Herkunft: Seine Mutter war ein ausgesetztes Zigeunerkind, das der schlesische Beamte Mueller später heiratete. Er war klein und schwächling, von gelber Gesichtsfarbe und blauschwarzen Haaren und hatte die dunklen, melancholischen Augen der Zigeuner. Ganz dem Aberglauben und der Magie unterworfen, trug er Amulette, ging mit einem schwarzen Pudel spazieren und hielt Verkehr mit Geistern.

Doch von dieser dunklen Dämonie ist wenig zu spüren in seinen Bildern. Im Gegenteil, es scheint, als wolle er sich vor diesen Mächten in die sanfte und stille Welt seiner Bilder flüchten. Was er malt, sind Landschaften von einer eigenartigen, kargen Schönheit, Wasserflächen, von Bäumen umstanden und zumeist zart belebt von den Figuren badender Mädchen.

In diesen Bildern malte sich der Sohn der Zigeunerin eine Heimat, ein sanftes, stilles Paradies. In der kargen, knappen Schönheit seiner Landschaften und Figuren, in ihrer verhaltenen Farbigkeit von Grün und Blau aber liegt die leise Trauer und stille Verlorenheit des Heimatlosen, seine Melancholie und träumende Sehnsucht.

Ausklang

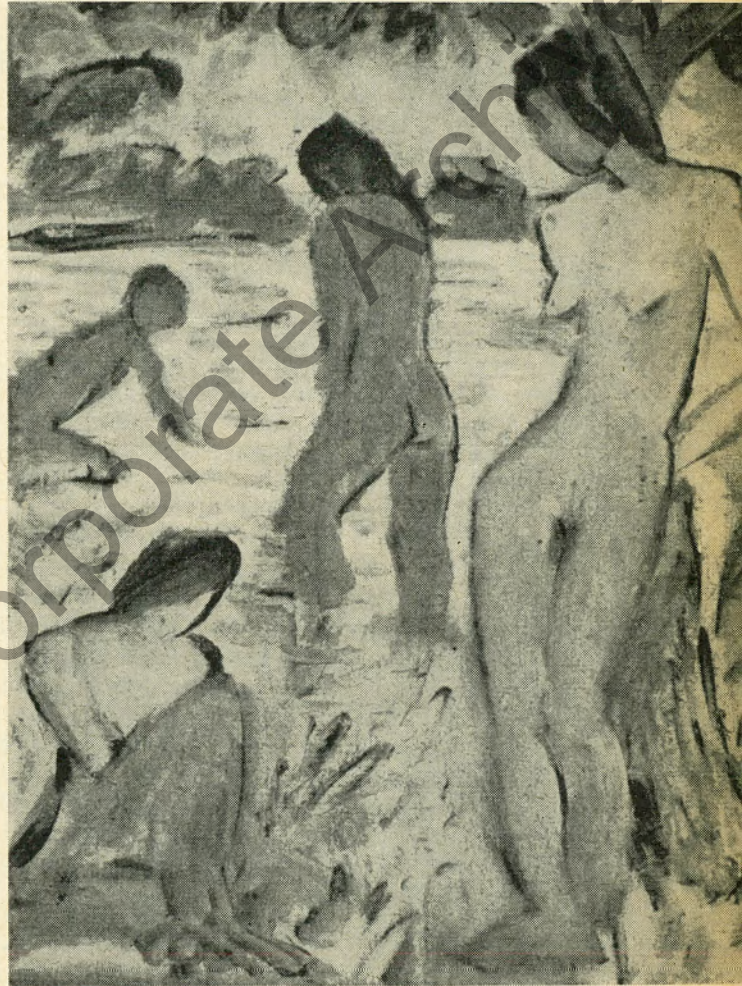
Wir haben gesehen, wie in den späten Brücke-Jahren Persönlichkeit und Stil der einzelnen sich klar und bestimmt voneinander abgrenzen, die Trennung 1913 also notwendig werden mußte. Aber manches von dem, was sich die jungen Brücke-Maler gemeinsam erarbeitet hatten, bewahrten sie sich in ihrem ganzen späteren künstlerischen Schaffen.

E. L. Kirchner geht Ende des ersten Weltkriegs todkrank ins Hochgebirge, in eine Hütte bei Davos. Dort, angesichts der Bergwelt, vollzieht sich in seiner Kunst eine fast unglaubliche Wendung: In großartigen Bildern voller Ruhe und Kraft stellt er die majestätische Herrlichkeit der Hochgebirgslandschaft dar. 1938 treiben ihn die wiederkehrende Krankheit und die Verfehlung seiner wie überhaupt der modernen Kunst im nazistischen Deutschland in den Freitod.

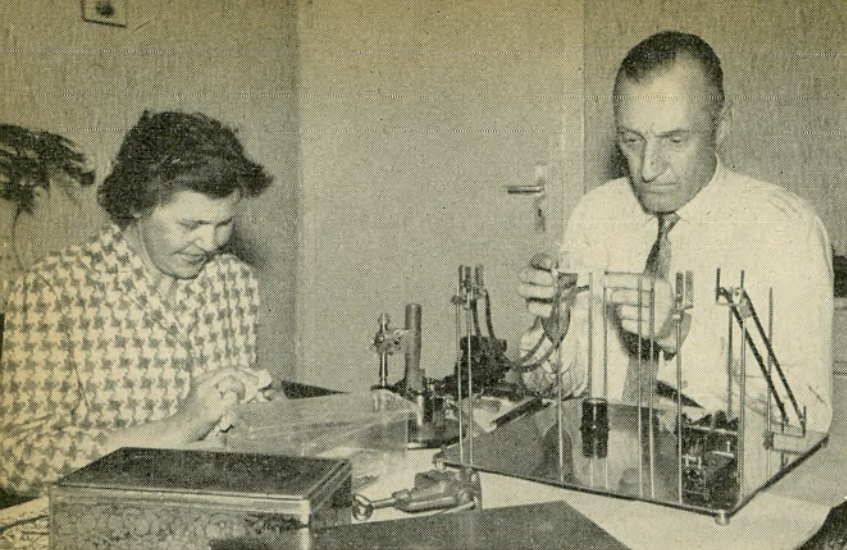
In der Kunst Heckels und Schmidt-Rottluffs vollzieht sich in den folgenden Jahrzehnten eine Normalisierung und Mäßigung. Sie wenden sich in stärkerem Maße den natürlichen Erscheinungsbildern der Außenwelt zu, können aber das hohe künstlerische Niveau ihrer späten Brücke-Bilder durchweg nicht halten. Die Werke Muellers (er stirbt 1930) werden dunkler, schwerer und ernster.

Mag sich das eine oder andere der ehemaligen Mitglieder auch später von seiner Brücke-Zeit distanziert haben, mag auch manches aus diesen Jahren als übersteigert oder gewollt auf der Strecke geblieben sein, wir, durch ungefähr fünfzig Jahre vom Schaffen dieser Künstlergemeinschaft getrennt, können und müssen der Kunst der „Brücke“ einen ersten Platz in der Geschichte der neueren deutschen Malerei einräumen, einmal ihrer hohen künstlerischen Leistungen wegen, zum andern, weil gerade die Brücke-Künstler die Tore ins Neue aufgestoßen haben wie wenig andere.

Fritz Endemann



Mueller: Badende, um 1912



Wenn Mutti aktiv am Hobby teilnimmt, kann nichts mehr schiefgehen

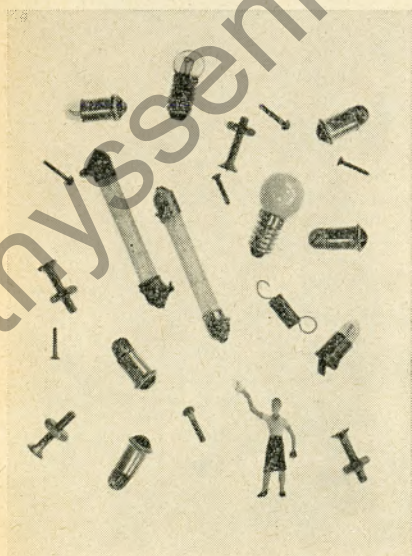
Zweimal gut anschauen und nachbauen!

Der Erbauer des Riesenrades, das sich in der Hoesch-Hobby-Ausstellung in unserem Festsaal und in Hohenlimburg so fleißig drehte, Hubert Michalski, Schlosser in unseren Versuchsbetrieben, empfing uns in seiner Wohnküche, der man's wirklich nicht ansieht, daß ihr Besitzer als Flüchtling aus Breslau vor 13 Jahren „mit nichts“ angefangen und auch die Wohnung in Selbsthilfe erstellt hat.

„Ihr Arbeitsplatz, Herr Michalski?“ — „Hier der Küchentisch. Der wird, wenn ich nachmittags heimkomme, mit Papier abgedeckt.“ — „Und da machen Sie — alles?“ — „Alles, was ich mit Schraubstock, aber ohne Drehbank schaffe. Zu Hause, in Breslau, hatte ich zwei Drehbänke. Dazu wollte es noch nicht langen, denn die von 90 cm Spitzenlänge, die ich für diesen Tisch z. B. brauche, kostet die

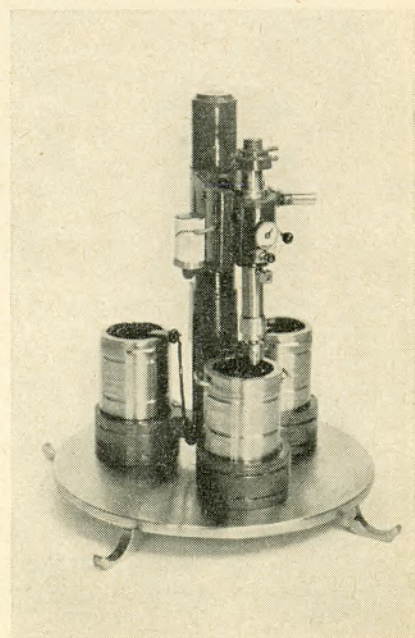
Kleinigkeit von 6000 DM. Hier zeige ich Ihnen den Kessel einer Dampfmaschine, aus einer nahtlosen Türschließe gemacht. Liegt schon lange, denn die Kurbelwelle, die dazu gehört, muß gedreht werden. In Breslau hab ich eine Schiffsmaschine mit 6 Atü Druck gebaut, die ich der Wirklichkeit abgesehen hatte. Hat drei Jahre gedauert... Ja, und damit diese Dampfmaschine fertig werden kann und noch manches andere, was ich plane, kaufe ich mir jetzt eine Drehbank.“ — „Für 6000 DM?“ — „Nein. Ich nehme eine sogenannte Behelfsbank, damit ich zunächst mal was rund drehen kann. Die läßt sich dann nach Bedarf umbauen; man kann auch was anbauen.“ Zu dem Modell, das Hubert Michalski gerade unter den Fingern hat, braucht man keine Drehbank. Es ist eine Achterbahn aus blankem Messing, mit propellergetriebenen, doppelt bemannten Raketenwagen, mit Kronen aus Plexiglas, auf denen Hunderte von stecknadelkopfgroßen Lämpchen in Ketten flimmern, mit Plexiglashaube, mit Elektromotor und Polyphonorgel. Die Orgel kann man in einer Hand verschwinden lassen. Sie besteht aus einer Messingwalze, aus der Stahlstifte ragen, und einem Stahlrahmen, an dem die Töne „je nach Länge, wie die Tonleiter“, herausgearbeitet worden sind. Die Methode bleibt Michalskis Geheimnis. (Liebhabern von Spieluhren, die gar zu gern wissen möchten, wie die zarten Töne in ihrem zierlichen Geschenk zustande kommen, wird und erscheint in diesem Zusammenhang auch manches klar und einfach.)

Mikro-Schraubchen, -Rädchen, -Lämpchen und Figürchen in vielfacher Vergrößerung



macherfeilen, Schneidzeug mit dazu passenden Bohrern, um Gewinde zu schneiden, Lampen und Lämpchen, Schrauben und Schraubchen... Das wird in Kasten und Kästchen, in Schachteln und leeren Medikamentendöschen jeden Formats gesammelt und in Schränken und Schüben der Wohnung gestapelt. Gut, daß Frau Michalski nicht nur Verständnis für das Hobby ihres Mannes hat, sondern allabendlich mitbastelt, und wenn's nur mit Halten oder mit Lappen und Putzpomade ist: „Mein Mann hat eine Ruhe, die kniffligsten Sachen hinzukriegen...“ sagt sie und geht für ihn einkaufen, damit er keine Zeit verliert. „Sie müssen ja anständig basteln“, sagt man ihr in den Eisenwarenläden, wenn sie fachkundig mit Maßen für Mikro-Mikro-Schrauben um sich wirft. Manchmal sitzt auch die Schwiegermama dabei und guckt zu und wundert sich, wie schnell bei allem Passen und Messen und Feilen und Sägen und Montieren die Zeit vergeht. An den Wänden der Wohnküche sind Fotos der Maschinenmodelle aufgehängt, die Hubert Michalski für die Hobby-Ausstellung angefertigt hat: die Flächenbank, die Bohrmaschine, die Druckerweichtungspressen für ff Steine, ein Jubiläumsgeschenk für Dr. Werthebach. Nach Erwerb der „Behelfsdrehbank“ darf man auf Hubert Michalskis Beitrag zur nächsten Hobby-Ausstellung gespannt sein. Über all seinem Arbeiten, das er täglich von Dienstschaft bis in den späten Abend bestrebt, steht die Devise: „Wenn's nicht gehen will, muß es gerade gehen!“

Das Modell der Druckerweichtungspressen für ff Steine, für Dr. Werthebach zum Jubiläum „gebastelt“



Alles aus Papier

Kunstfertige Schulkinder

stellten im Festsaal aus



Ein Teil der Ausstellung

An einem Vorweihnachtstage war der Festsaal der Hoesch-Westfalenhütte Aktiengesellschaft „ausgeliehen“ an die Borsigschule, die, wie vor vier Jahren schon einmal, einen Elternabend darin veranstaltete — einen Abend mit Überraschungseffekten: Auf eine so umfangreiche, vielseitige, aus Schule und Leben gleichermaßen schöpfende, durch Bücher aus unserer Jugendbücherei wertvoll ergänzte und von Krippe, Stern und Transparent weihnachtlich überglänzte Ausstellung kindlicher Kunstfertigkeit waren Mutter und Vater sicher nicht gefaßt gewesen.

Das, was wir anlässlich der Hoesch-Steckenpferdausstellungen und in unseren Hobbyberichten immer wieder feststellen, „hier wurde es Ereignis“ beim jungen und jüngsten Menschen schon: Schöpferisch Schaffende sind glücklich! Gebt einem Jungen einen Haufen alte Zeitungen, eine Blechdose voll Kleister, erbettelte Farbe und geliehene Pinsel — er macht einen fast meterhohen Förderturm daraus, einen römischen Grenzwall oder einen mittelalterlichen Rammbock. Setzt ihn oder ein phantasiebegabtes Mädchen vor etwa das gleiche Material, und es läßt für euch auf dem Tisch ganz Lambarene erwachsen, samt allen Hütten, in denen ringsum die Neger wohnen. „Alles aus Papier, aus Papierröllchen, aus Zündhölzern oder Stroh“ — wenn es nicht immer wieder auf Zetteln an stimmungsvoll gelungenen Krippen, auf Höhlen, Burgen, Gefährten u. a. m. zu lesen wäre, würde man's nicht glauben. Für Modelle von Segelflugzeugen oder Dortmunds Fernsehturm, für einen funktionierenden Morseapparat oder das azurblaue „Küstengebiet von Bremerhaven“ mit einer ganzen Flotte von zum Teil sehr kriegstüchtig aussehenden Schiffen

hat man natürlich ein bißchen mehr Material gebraucht, aber beim „Stadtbau“ geht's gleich wieder los mit der Sparsamkeit: Pappe — angemalt, Sägespäne — gefärbt.

Auf eine fruchtbare gegenseitige Beeinflussung von Schule und unserem Kinderhort deuteten Holz- und Metallarbeiten hin, auch Väschen, Schalen und Figürchen, die im Hort getöpft und im horteigenen Ofen gebrannt worden sind. Bei den Handarbeiten der Mädchen war Altbewährtes neben neuer Mode und Technik vertreten. Auf die Idee, dicke, rote Kerzen anzuschneiden und einzuritzen, so

daß hübsche, rot-weiße Muster entstehen, mußte man auch erst kommen.

In der Mitte stand, unübersehbarer Blickfang, ebenso zur Unterrichtung der Eltern gedacht wie zu ihrer Anregung, ein großer Tisch mit etwa 70 Büchern aus unserer Jugendbücherei. Das Neueste vom Neuen sowohl als das, was sich im Laufe des letzten Jahres als Lieblingslektüre erwiesen hat und als solche empfohlen werden kann. Der Weihnachtsmann, wenn er sich noch nicht schlüssig war, brauchte nur zuzugreifen. „Passende“ Jahrgänge und Preise — alles war mit angegeben.

... und die von unserer Bücherei empfohlenen Kinderbücher



Wir machen es selber

Für das Kind:

Ball und Esel aus Plastik

Für den hier abgebildeten Ball schneidet man sich nach einem Papiermuster zwölf Fünfecken aus verschiedenfarbigem Plastikmaterial, die man überwendlich zusammennäht. Die Füllung erfolgt vor der letzten Naht mit Holzwolke oder Seegras.

Das gleichzeitig abgebildete Eselchen wird nicht nur das Kleinkind erfreuen, sondern auch denjenigen, der es selber gefertigt hat. Zunächst wird auf Papier das

Tier aufgezeichnet. Dann nimmt man einen gestreiften Plastikrest, auf den der Schnitt gelegt wird. Beim Nachschneiden muß jedoch ein gutes Stück ringsum zugegeben werden, um die Rundung des Körpers erreichen zu können. Für das Zusammensetzen gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder man klebt die beiden Teile mit UHU zusammen und bläst vor dem Zusammensetzen des letzten kleinen Stückes Luft hinein, oder aber man näht die beiden Teile mit Plastikbändern zusammen, wie dies unser Foto zeigt. Mähne und Schwanz kann man aus Wolle fertigen.



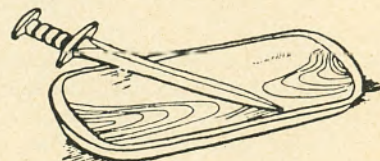
Für den Vater:

Bleistiftschale und Brieföffner

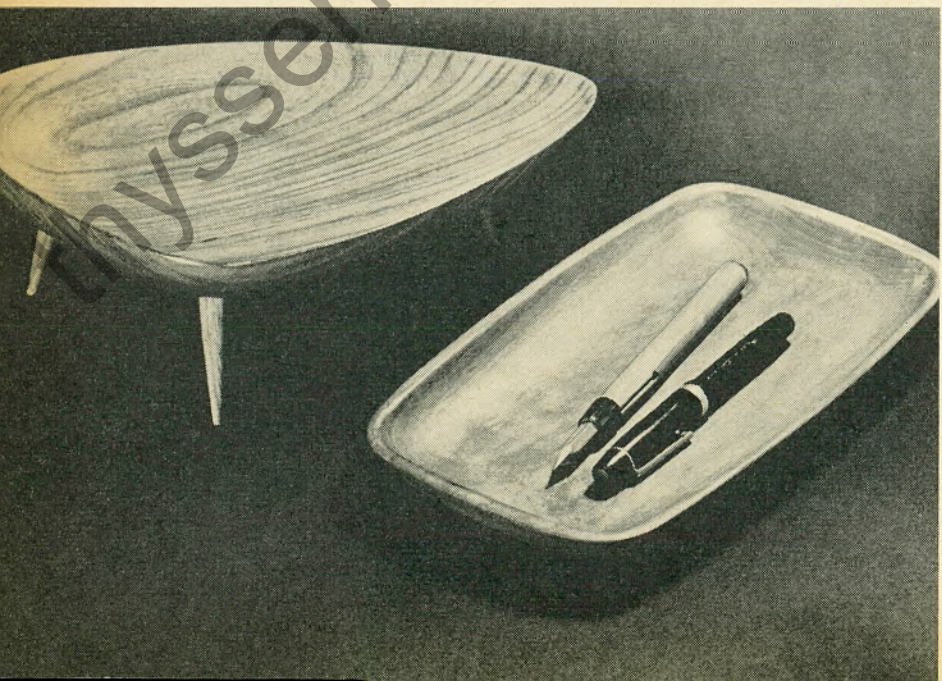
Wir benötigen ein etwa 2 cm starkes, 8 cm breites und etwa 25 cm langes Brett aus edlem Holz mit schöner Maserung, etwa aus Ruster, Birnbaum, Kirschbaum, Esche, Nußbaum oder Eiche.

Das Brett wird mit einer Schraubenziehe am Arbeitstisch festgeklemmt. Bei Ausstemmen der Hohlform benutzen wir anfangs den Holzhammer. Die groben Schnittpuren werden mit dem Flachhohleisen, mit dem wir uns vorsichtig an die vorgezeichnete Bleistiftlinie unserer Form heranarbeiten, beseitigt. Es wird stets mit der Maserung von außen nach innen zur Mitte gearbeitet. Anfängern wird empfohlen, die Fläche mit der Schwanenhalsziehklinge zu glätten und für den letzten Schliff feines Sandpapier zu verwenden. Wenn die Innenform fertig ist, sägen wir den ovalen Block mit der Schweißsäge aus und gleichen dann mit Stecheisen, Raspel und Feile die äußere Form dem Hohlteil an, wobei wir in diesem Falle stets von der Mitte zum Außenrand arbeiten.

Der Brieföffner, der die Form eines Dolches oder eines Fisches haben kann, wird keinerlei Schwierigkeit beim Schneiden verursachen.



Bleistiftschale und Brieföffner



Für die Mutter:

Einkaufstasche und Buchhülle

Kleine Webrahmen oder -stühle gibt es in jedem Handarbeitgeschäft für wenig Geld. Mit ihnen kann man reizende Arbeiten aus dem verschiedensten Material herstellen.

Für die hier abgebildeten Bastarbeiten muß man sich erst ein hübsches Streifenmuster entwerfen. Nach ihm wird die Bahn, deren Länge von der Größe des Objekts abhängig ist, gewebt. Bei der Tasche wurden die beiden Endkanten weitgehend unsichtbar zusammengenäht. Man kann sie auch mit einer Ziernaht versehen. Das Schwierigste ist, die unteren

Webkanten zu einem Taschenboden zu vereinen. Bei unserer Tasche wurden sie in Falten gelegt, die rosettenförmig und abdeckend zusammengenäht wurden. Ein rundes Stück Plastik darüber verdeckt die alten und schafft einen sauberen Boden. Die Henkel, die kräftig sein müssen, werden geflochten und fest angenäht. Das Innere der Tasche sollte man mit einem abwaschbaren, farbfreudigen Material ausschlagen.

Buchhüllen

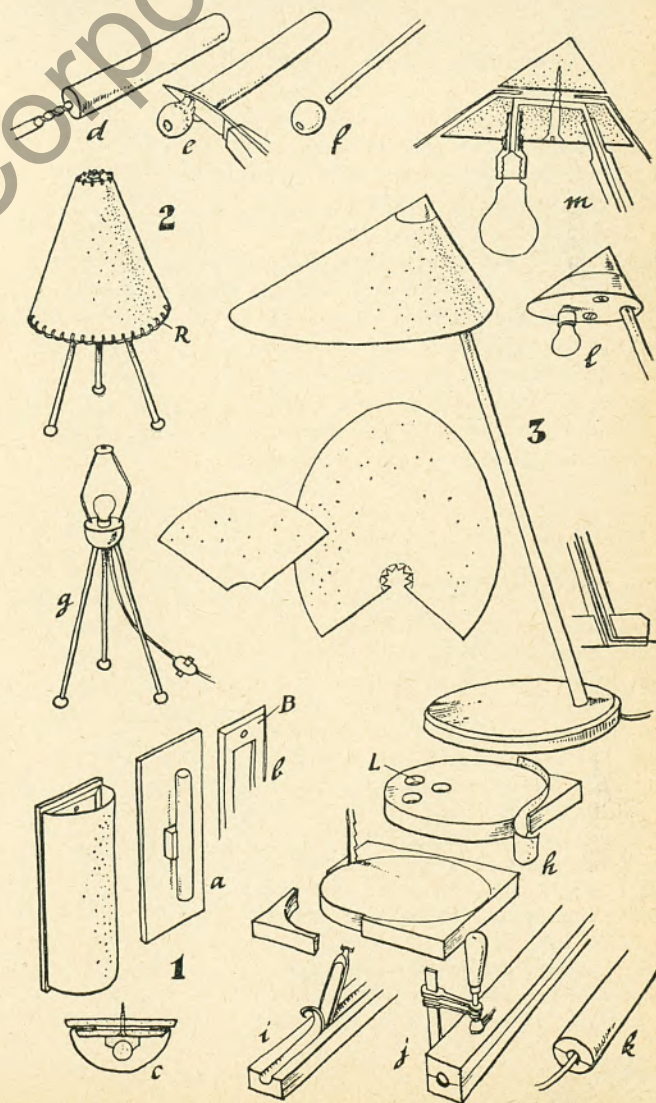
Sie werden ebenfalls nach einem Papiermuster gewebt, eingeschlagen, evtl. mit Plastikfolien gefüttert und fest vernäht. Diese Arbeit kann jedes Kind ausführen. Auf die Vorderseite kann noch das Monogramm des Beschenkten eingestickt oder aufgenäht werden. Das gibt der Buchhülle eine persönliche Note.

Verschiedene Lampen

Die Wandlampe besteht nur aus einem Grundbrett und dem aus einem Rechteck gebogenen Schirm. Dieser wird mit seinen umgelegten Kanten zwischen Grundbrett (a) und dem abgefasten dünnen Brett-rahmen (b) gehalten. Als Leuchtkörper empfiehlt sich die bei a gezeigte Röhre. Die Tischlampe hat einen aus drei Rundhölzern bestehenden Ständer, an die unten je eine Kugel als Fuß angesetzt wird (siehe d bis f). In eine Halbkugel aus Holz, an die auch die Fassung angesetzt wird, leimen wir die Beine ein. Die große Stehlampe, deren Form hier wesentlich durch Zweck und Material bedingt ist, sollte aus festem Laubholz (Eiche, Esche, Rüster) hergestellt werden. Der Schaft muß fest in dem Bohrloch des Fußes sitzen. Das Kopfstück, in dem der Schirm gehalten wird, ist ein schräg abgeschnittener gedrehter Kegel. Den Rand des Schirmes klemmen wir zwischen Spitze und Kegelstumpf ein (m). Große Bohrlöcher (L) oder auch eingestemte Löcher im Boden des Fußes gießen wir mit Blei aus, damit die Lampe fest steht.

Die Schirme machen wir aus Lampenschirmpapier. Stets probieren wir die Form erst mit Packpapier. Die Reifen aus Draht nähen wir mit Bast in den Rand des Schirmes (R).

(Die vorstehenden Beiträge stammen aus dem „Hausbuch für Werkarbeit“ und „Wir werken“ von Fritz Walter, Georg Kallmeyer Verlag, Wolfenbüttel)





Maria M.:

Eine jener beliebten „Unterhaltungs“-Sendungen, bei denen die mitwirkenden Gäste bis aufs Hemd über das Familien- und Eheleben ausgefragt werden. Ein Mann wird auf die Bühne zitiert.

„Sind Sie verheiratet?“

„Ja.“

„Wie lange?“

„Seit über zehn Jahren.“

„Was haben Sie Ihrer Frau zum zehnten Hochzeitstag geschenkt?“ Der Mann überlegt nicht eine Sekunde. Spontan und aus vollem Herzen kommt die Antwort.

„Einen Kuß.“

Brüllendes Gelächter beim Publikum. Kleines spöttisches Lächeln beim Interviewer und die ungläubige Frage:

„Einen Kuß — und sonst nichts?“

Der Mann, aufgeschreckt, durch das Gelächter im Saal unsicher geworden, antwortet zögernd:

„Ja — und natürlich noch eine Handtasche.“

Das war offensichtlich gelogen — man hörte es, er schämte sich, er war verwirrt. Seltsam! Gilt ein Kuß nichts mehr nach zehnjähriger Ehe? Sind eine Handtasche, ein Kleid, ein Pelzmantel oder ein Brillantring soviel mehr wert? Ist es nicht ein Zeichen größerer Innigkeit, größerer Liebe, wenn der Mann am zehnten Hochzeitstag seine Frau in den Arm nimmt und ihr einen Kuß gibt, als ein noch so kostbares Geschenk, das doch immer nur etwas Außerliches darstellt? Sind wir so materiell geworden, daß uns alle echten Gefühlsregungen lächerlich vorkommen? Wir sollten darüber einmal ernsthaft nachdenken!

Eine wahre Geschichte

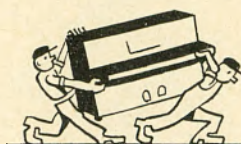
Diese Handlung trug sich im Heidebachtal im ehemaligen Fürstentum Wittgenstein zu. In dem kalten Winter 1928/29 kontrollierte der Förster Schmidt in seinem Revier die Futterplätze für das Wild. Der Schnee lag an einigen Stellen über einen Meter hoch, und es herrschte eine Kälte von 29 Grad.

Plötzlich hörte der Förster Hundegebell. Er ahnte sofort, daß ein Stück Wild gejagt wurde. Im allgemeinen wildern Hunde einzeln, in diesem Falle jedoch zwei. Da kam auch schon ein Reh aus dem Walde auf die Talwiese gesprungen, hinter ihm her die beiden Hunde. Der Förster riß seine Büchse hoch und traf

mit je einem Schuß beide Hunde. Im gleichen Augenblick brach das Reh zusammen vor Angst, Hunger und Erschöpfung. Der Förster eilte auf das Reh zu. Dies sah ihn aus seinen dunklen Lichtern so angsterfüllt an, daß dem Förster ganz weich zumute wurde. Das Tier schwitzte trotz der grimmigen Kälte am ganzen Körper. Kurz entschlossen zog der Hüter des Geheges seinen Mantel aus, hüllte das ermattete Tier hinein und trug es nach Hause. Das Reh erholte sich schnell und lief seinem Retter auf Schritt und Tritt nach. Ob im Forsthaus oder

draußen im Freien, es lief nicht fort und auch nicht von seiner Seite. Es wurde bald ein lustiger Spielkamerad für die beiden Kinder des Försters. Dieser hätte das Tier gern behalten. Auf eine Eingabe an die zuständige Oberförsterei hin mußte er aber das Reh schweren Herzens wieder aussetzen. Das eine konnte seine vorgesetzte Dienststelle ihm aber nicht nehmen: Sobald der Förster seinen gewohnten Rundgang machte, kam das Reh angelaufen und begleitete den Förster ein Stück des Weges.

Helmut Dröge, Einkauf



Wohnungs-Tausch



Biete: 3 Zimmer und Kochküche, Bad, abgeschlossen, werksgeb. Wohnung, parterre, Werksnähe, Miete 90,— DM.

Suche: gleichwertige Wohnung, möglichst I. Etage, Miete bis 75,— DM. (357)

Biete: 4½ Zimmer, 60 qm, mit Bad und Fernheizung, II. Etage, Privatwohnung, Miete 84,— DM und 30,— DM Heizung oder 2½ Zimmer mit Bad und Fernheizung, Miete 76,— DM einschl. Heizung.

Suche: 2—3 Zimmer und Küche, möglichst mit Bad, Stadtgebiet oder Hombuch, Miete bis 70,— DM. (358)

Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, 40 qm, mit zwei Abstellkammern, Privatwohnung, parterre, Miete 34,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer mit Bad, Werksnähe, Miete bis 55,— DM. (359)

Biete: 2 Zimmer, 36 qm, mit nicht einger. Bad, I. Etage, Privatwohnung, Miete 40,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, Werkswohnung, Miete bis 50,— DM. (360)

Biete: 3 Zimmer, 54 qm, mit Bad, Privatwohnung, parterre, Miete 67,— DM.

Suche: 3½—4 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 75,— DM. (361)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, abgeschlossen, mit Bad, Privatwohnung, II. Etage, Miete 62,— DM.

Suche: 4—4½ Zimmer mit Bad, Miete bis 100,— DM. (362)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Speisekammer, Privatwohnung, III. Etage, Miete 40,— DM.

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, parterre oder I. Etage, Miete bis 40,— DM. (363)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung, III. Etage, Miete 30,— DM.

Suche: 2½—3 Zimmer, eventuell mit Stall und Garten, Miete bis 50,— DM. (364)

Biete: 3 Zimmer, 75 qm, Werkswohnung, I. Etage, Miete 32,— DM.

Suche: 3—3½ Zimmer, ländlich, Miete bis 60,— DM. (365)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, mit Toilette, werksgebundene Wohnung, I. Etage, Werksnähe, Miete 39,— DM.

Suche: 3 Zimmer, eventuell mit Kochnische, Miete bis 70,— DM. (366)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, abgeschlossen, mit Balkon, Privatwohnung, III. Etage, Miete 30,— DM.

Suche: 2½ bis 3 Zimmer, Miete bis 45,— DM. (367)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, mit Brausebad, Abstellraum, Vorratskammer, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 47,— DM.

Suche: 4—5 Zimmer, Miete bis 95,— DM. (368)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, Werkswohnung, I. Etage, Werksnähe, Miete 27,— DM.

Suche: 2 Zimmer, möglichst Hörde-Aplerbeck, Privatwohnung, Miete bis 35,— DM. (369)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkruf 41 16 (Frl. Ottensmeyer).

Das ist meine Meinung:

Der Ingenieur und die Arbeitsmedizin

Die um die Mitte November im Haus der Technik in Essen abgehaltene Arbeitsschutztagung wirft, wie alle Veranstaltungen dieser Art einschließlich der in Abständen von zwei Jahren wiederkehrenden „Arbeitsschutzkongresse“, die Frage auf, für wen eigentlich diese Tagungen abgehalten werden, aus welchen Kreisen sich nach Meinung der Veranstalter das „Publikum“ derselben rekrutiert. Es kommen technische wie medizinische und psychologische Fragen zur Verhandlung, und man ist bei aller Einsicht, daß jedes Einzelthema des im übrigen recht heterogenen Programms diskutiert zu werden verdient, nicht bereit zu glauben, daß im Auditorium einer oder einige oder gar viele sitzen sollen, die alles das verwerten können, was da vorgetragen wird. Immerhin lassen sich zum mindesten folgende Erwägungen aus einer solchen, als Ganzes betrachteten Tagung ableiten:

Die Tatsache, daß die Medizin sich so intensiv mit der Technik befaßt, bestätigt die Vermutung, daß die Technik als solche den arbeitenden Menschen häufig zwingt, den Rat des Arztes in Anspruch zu nehmen. In den meisten Fällen wird der Arzt vor eine vollendete Tatsache gestellt; der durch die Arbeit geschädigte oder beschädigte Mensch steht eines Tages vor ihm — schnelle Hilfe tut not, und es bleibt dem Arzt zunächst nichts anderes übrig, als sich um schnelle Behebung des Schadens zu bemühen. Hierdurch kommt er logischerweise dazu, sich mit der Entstehung desselben zu befassen, und zumal bei häufiger Wiederholung des gleichen Krankheitsbildes stößt er fast zwangsläufig auf die Frage, ob und wie er diese Erscheinung durch zweckentsprechende Prophylaxe verhüten kann. Von der Entstehung einer solchen Frage bis zu ihrer Lösung ist unter Umständen ein weiter Weg. Die ärztliche Wissenschaft hat in unzähligen Fällen unter Hinzuziehung der chemischen und anderer Disziplinen Mittel und Wege gefunden, die Schäden einzudämmen. Erstaunlich ist

eigentlich nur, daß sie sich dabei immer streng in ihren Grenzen hält und die „Fälle“ samt ihren Voraussetzungen als gegeben hinnimmt, offenbar ohne Hoffnung oder — wie man denken möchte — ohne besonderes Interesse, das Übel an der Wurzel zu fassen. Dazu gehörte in jedem Falle eine Fühlungnahme mit der Verursacherin der zahllosen Krankheiten und Körperschäden, der „Technik“!

Innerhalb dieser Sparte sind nun die hauptberuflich im „Arbeitsschutz“ tätigen Ingenieure — technische Aufsichtsbeamte, Sicherheitsingenieure u. ä. — nahezu die einzigen Rufer in der Wüste. Mag sein, daß der eine oder andere aus dem Kreise derjenigen Ingenieure, denen Produktion und Absatz oberste Leitsterne sind, sich gelegentlich die Mühe macht, mit spitzem Bleistift auszurechnen, daß Krankheiten und Unfälle Verlustquellen und Ausfälle sind und daß man nicht unklug handelt, wenn man sie weitgehend verhütet. Solche Rechner sind auch die Verfechter der in neuerer Zeit aufgebrachten, sehr weisen Parole, daß ein Werk nicht überlegen soll, ob es sich einen Werksarzt leisten kann, sondern ob es sich leisten kann, keinen Werksarzt zu haben.

Bei aller Hochachtung vor der ärztlichen Kunst ist es doch gewiß das oberste Ziel aller, sie möglichst nicht in Anspruch zu nehmen. Und bei aller Anerkennung der Leistungen der Ingenieure kann ihnen nicht eingeräumt werden, daß sie sich darüber hinwegsetzen, ob der Arbeiter in der Industrie seine Existenz nur damit erkaufen kann, daß er sich in Gefahren begibt, in denen er über kurz oder lang umkommt.

Die These „Im Mittelpunkt der Arbeit steht der Mensch“ ist schon reichlich abgegriffen, leider nicht in dem Sinne, als wenn schon alle Erfordernisse hierzu erfüllt wären. Sie ist im Gegenteil ein Wunschtraum, solange auf dem technischen Sektor die kaltschnäuzige Ansicht vertreten wird, daß ja derjenige, der einen Schaden erleidet, zum Arzt gehen kann und solange die Medizin mit Hingabe und Interesse neue Krankheiten erforscht, ohne zugleich mit Entschiedenheit an der richtigen Stelle den Entstehungsursachen entgegenzutreten.

Der Weg zur Behebung dieses schweren Mißstandes ist die Aufklärung des Ingenieurs durch den Mediziner. Die Ingenieure wissen eben nicht, aber sie müßten wissen, was demjenigen droht, der zu einem von ihnen entwickelten Produktionsgang antritt. Manches würde dann vielleicht besser, zumal wenn noch ein Gedankenaustausch der „Konstruktions-“ und „Produktionsingenieure“ mit den „Arbeitsschutzingenieuren“ hinzukäme. Die letzteren könnten oftmals mit ihren Spezialerfahrungen eingreifen, wenn die mangelnde Sachkenntnis auf der anderen Seite von dem guten Willen begleitet wäre, die Dinge zu bessern.

Es besteht keinerlei Ursache, das alte Greuelmärchen von der Dämonie der menschenmordenden Technik aufzufrischen. Der Mensch allein ist verantwortlich für das, was geschieht, aber der Mensch ist leider ein unvollkommenes Wesen, und das gilt es zu erkennen und zugleich nichts unversucht zu lassen, um die Folgen dieser Unvollkommenheit auf das erreichbare Mindestmaß herabzudrücken.

Dr.-Ing. O. Wilmes

Fortsetzung von Seite 13

der sich nichts hat zuschulden kommen lassen. Vorzeitiger Ausgleich des Zugewinns kann außerdem dann gefordert werden, wenn ein Ehegatte sich beharrlich weigert, seine wirtschaftlichen Verpflichtungen aus der Ehe zu erfüllen, wenn er ohne Zustimmung des anderen über sein Vermögen im ganzen verfügt oder sein Vermögen verschwendet oder es mindert, um den anderen Ehegatten zu schädigen. Wird in diesen Fällen der vorzeitige Ausgleich des Zugewinns im Wege der Klage geltend gemacht, endet mit dem gerichtlichen Ausgleichsurteil die Zugewinnsgemeinschaft und es tritt Gütertrennung ein. Ergibt sich, daß dem einen Ehegatten der Höhe nach eine Ausgleichsforderung nicht mehr zusteht, weil der andere in Benachteiligungsabsicht sein Vermögen weggegeben hat, kann insoweit der Dritte

auf Herausgabe des erhaltenen Vermögens in Anspruch genommen werden.

Diese Ausführungen können keinen Anspruch darauf erheben, vollständig zu sein und die sich im Zusammenhang mit der Zugewinnsgemeinschaft ergebenden Fragen erschöpfend zu behandeln; sie sollen auch nur dazu dienen, die wesentlichsten Grundgedanken des Gesetzes anzudeuten und aufzuzeigen. Bei der Vielfalt der im Einzelfall zu berücksichtigenden besonderen Umstände wird in der Regel sachkundige Beratung zu empfehlen sein. Dies ist außerdem vor allem dann geboten, wenn Eheleute in Abweichung von dem vom Gesetz vorgesehenen Regelfall der Zugewinnsgemeinschaft den Güterstand der Gütertrennung oder die Gütergemeinschaft für sich vereinbaren wollen. Derartige Verträge bedürfen zu ihrer Wirksamkeit der Beurkundung durch das Gericht oder einen Notar.



DIE OSTHEIDE

Unserem Bericht über den südöstlichen Teil der Lüneburger Heide, der mit dem Landkreis Lüchow-Dannenberg identisch ist, ging eine Art interner Befragungstest voraus: „Kennen Sie das Wendland?“ — „Nein, nie gehört; wo ist denn das?“ — „Waren Sie schon mal in der Gegend von Dannenberg oder Lüchow oder Gartow oder Schnackenburg?“ Nein, da war man noch nicht, und davon hatte man nur unklare Vorstellungen. Das gleiche galt für die Höheninsel des Hühbeck, für das verwunschene Elbholz bei Gartow, für die Hügellandschaft des Drawehn, den Sumpfwald der Lucie, die eigenartigen Rundlingsdörfer der Lüchower Gegend und die merkwürdig anmutenden Ortsnamen, von denen wir hier einige anführen: Meuchefitz, Diarehn, Salderatzen, Krummasel, Waddeweitz, Wittfeitzen, Dunsche, Simande, Reddebeitz, Redemoissel, Dickfeitzen, Mammoissel, Tolstefanz, Thunpadel, Witzeetze, Pudripp, Breselenz, Pisselberg usw. Es ist eigentlich unverständlich, warum dieses herrliche Fleckchen Erde bisher sowenig bekannt ist. Vielleicht wäre es im anderen Falle aber nicht mehr das, was es jetzt ist:

Ein Paradies der Stille,

ein Dorado für den pflastermüden Großstädter, eine Landschaft, die zu entdecken sich lohnt und deren Entdeckung bisher in der Hauptsache denjenigen vorbehalten blieb, die sich bewußt abseits der großen Straßen halten. Gewiß, das ist manchmal mit Mühen verbunden. Diese Mühen werden jedoch tausendfach belohnt. Oder ist es etwa kein Lohn, auf stundenlangen einsamen Wegen nur von uralten Eichen und dem Geläut der Unken begleitet zu sein; keinem Menschen, keinem Auto zu begegnen, dafür aber Fischadlern, Kolkkraben, Reiher und den bei uns so seltenen Kranichen? Den Schrei der Kraniche zu hören, wenn sie über die Eichenwipfel dahinstreichen, ganze Scharen von Fischreiher zu sehen, die sich nicht weiter stören lassen, oder Stunden um Stunden, ja praktisch fast den ganzen Tag durch schweigende Wälder zu fahren — wir taten es mit dem Fahrrad —, durch Wälder, die teils den Charakter urtümlicher Parklandschaften haben, wie zum Beispiel bei Gartow, teils wie im Drawehn, an den Harz, an Thüringen oder Schlesien erinnern. Es ist etwas schwierig, die Landschaft in dieser

„Sackgasse der Bundesrepublik“,

wie man manchmal auch den von drei Seiten und in einer Länge von 131 Kilometern durch die Zonengrenze umfaßten und eingeschnürten Kreis Lüchow-Dannenberg bezeichnet, auf einen Nenner zu bringen. Das wechselvolle Landschaftsbild wird teils vom Urstromtal der Elbe, teils von großen prachtvollen Forsten, teils vom Flußlauf der Seege und Jeetzel, teils von dem formen- und walddreichen Gelände des Drawehn bestimmt, das sich von der Elbe zwischen Hitzacker und Katemin nach Süden zu in die Gegend von Wittingen erstreckt. Das hügelige Gelände des Drawehn, das im Hohen Mechtin seinen höchsten Punkt hat, teilt sich in den unteren und oberen Drawehn, die eigentlichen Kerngebiete des hannoverschen Wendlandes. Zwi-

schen Elblandschaft, zwischen den Forsten und Auwäldern: Land, fruchtbares, reiches Land mit freundlichen, sauberen, anheimelnden Dörfern, die im Kerngebiet des Wendlandes in der Lüchower Gegend noch als Rundlinge erhalten sind. Als Mittelpunkt die Städtchen Lüchow, Dannenberg und Hitzacker, einladend und harmonisch mit der Landschaft verbunden. Besonders die alten Fachwerkbauten der Kreisstadt Lüchow sind dazu angetan, den flüchtigen Besucher festzuhalten. Sehenswert die eigenartigen

Rundlingsdörfer des Wendlandes,

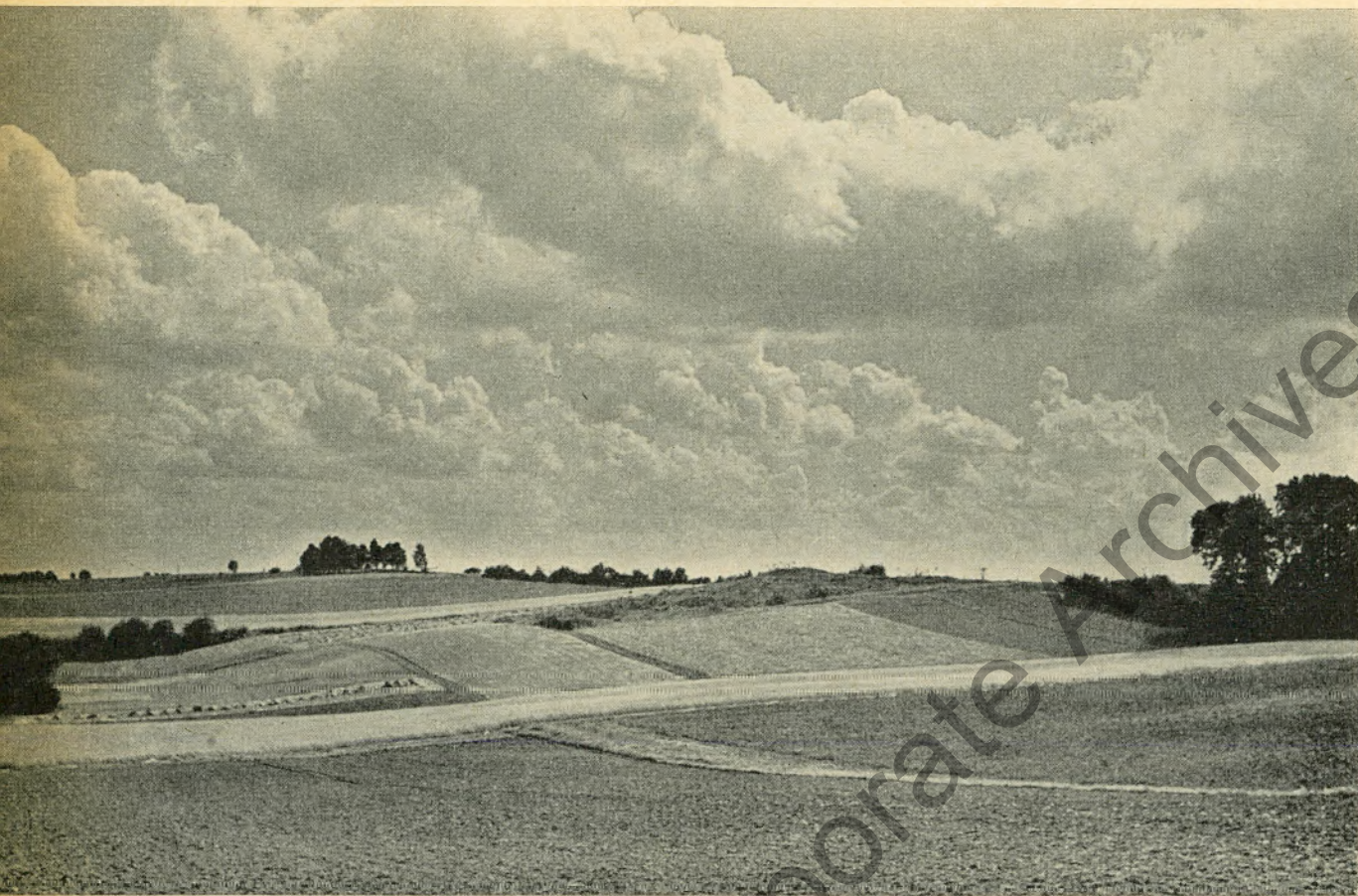
die zumeist Namen wendischen Ursprungs haben und wahrscheinlich als Waldrodungen zu erklären sind, da sie sich nur in der Zone der alten Eichenauwälder befinden. Ursprünglich war das Gebiet vor 2000 Jahren von den Langobarden besiedelt, später von den Sachsen. Teile der Langobarden wanderten aus und fanden in der Lombardei eine neue Heimat. In das Jeetzetal rückten dann von jenseits der Elbe Wenden ein, die allmählich in der Gesamtbevölkerung aufgingen. Deshalb heißt die Gegend um Lüchow heute noch „Hannoversches Wendland“.

Wir haben unsere Fahrt in Dannenberg begonnen. Links und rechts der nach Gartow führenden Straße Felder, Wäldchen, ab und zu ein Dorf, kaum Menschen, wenig Fahrzeuge. Von irgendwo kommt das Tuckern eines Treckers, und ab und zu biegt ein Pferde- oder auch ein Kuhgespann ein. Die Kraftfahrzeuge werden immer seltener, der grüne Streifen zu beiden Seiten der Fahrbahn wird immer breiter, und da, wo der Asphalt der sich in sanften Windungen dahinziehenden Straße gelegentlich durch Pflasterung unterbrochen ist, wächst bereits das Gras zwischen den Steinen — ein deutlicher Beweis für den geringen Verkehr. Man hat das Gefühl, irgendwo muß Schluß sein. Ja, und das ist es auch, bei Schnackenburg hinter Gartow greift die Zonengrenze, die so lange in der Mitte des Elbstromes verlief, über die Elbe herüber und schnürt den Kreis auch in südwestlicher Richtung ab. Man kann hier tatsächlich von einer „Sackgasse“ sprechen. Jetzt geht es, bevor man bei Ladse den Elbdeich erreicht, durch einen dichten Forst. Bis zum Chausseegraben stehen fast unübersehbare Blaubeersträucher, ungepflückt, und die schönsten Steinpilze bieten sich zum Mitnehmen an. Über Gorleben an der Elbe erreichen wir das einladende Gartow, eine Landgemeinde mit kleinstädtischem Charakter, um 1360 Herrensitz des Johanniterordens. Hier stößt man auf etwas, das man in dieser Gegend eigentlich nicht vermutet, nämlich eine Brackkirche aus den Jahren 1723 bis 1724. Wer die

Abgeschiedenheit und Ursprünglichkeit

liebt, für den ist Gartow ein geradezu idealer Ausgangspunkt stundenlanger Wanderungen in dem fast bis an den Ort herantretenden Gartower Forst, aber auch in der eigenartigen Niederungslandschaft der Seege. Von Gartow ist auch der Hühbeck und das verwunschene Elbholz zu erreichen. Bis zu 75 Meter steigt der Hühbeck, der alte Hobuki, der Berg der Hohen Buchen, auch Rabenberg genannt, aus dem Urstromtal der Elbe an. Weit sieht man von ihm hinüber in die Westprignitz. In deutsches Land jenseits des Eisernen Vorhanges, schmerz-

Alte Kirche in Schnackenburg an der Elbe. Schnackenburg liegt unmittelbar an der Zonengrenze im äußersten Zipfel des Kreises Lüchow-Dannenberg



Geestlandschaft nordwestlich von Dannenberg



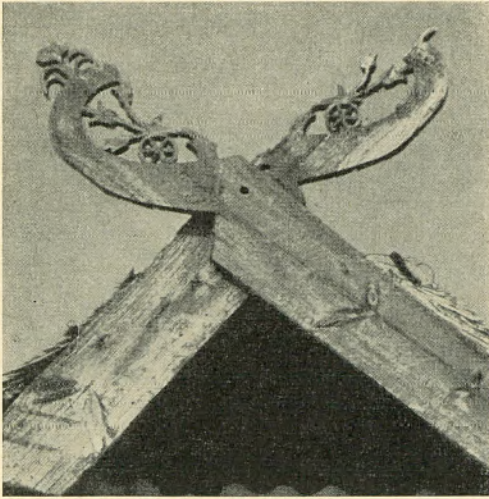
Bachtal bei Dannenberg

deutlich gemacht durch die Wachttürme der Vopo am jenseitigen Elbufer. Auf seinem Rücken trägt der Hühbeck die Vietzer Schanze, das ehemalige Kastell Karls des Großen, der hier im Jahre 798 über die Elbe vordrang. Hier fanden wir auch ein bemerkenswertes Idyll: Inmitten eines Ringwalles, der nach Urteilen der Fachleute zu Beginn unserer Zeitrechnung entstanden sein soll, vom Volksmund aber Schwedenschanze genannt wird, liegt wie verloren in der buchenumrauschten Einsamkeit ein reizendes kleines Einkehrhaus. Bei unserem Gespräch mit der alten Wirtin stellte sich heraus, daß der Postbote nur alle drei bis vier Tage zu ihr herauskommt, es sei denn, er konstatiert bei der Lektüre der Post, sofern es sich natürlich nicht um geschlossene Briefe handelt, daß es etwas Wichtiges sei. Dann macht er sich früher auf den Weg. Hier machte man uns auch darauf aufmerksam, daß sich ganz in der Nähe eine fast zweitausendjährige Feuerstelle befindet, die man erst kürzlich ganz zufällig ausbaggerte.

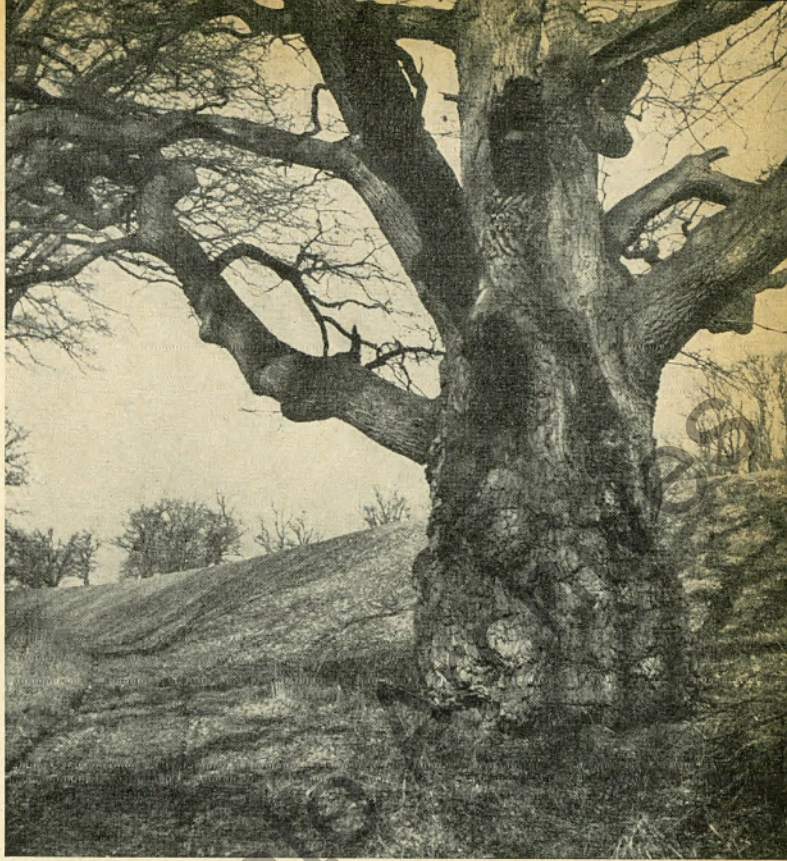
Wenn man dann vom Hühbeck hinunter zum Elbufer geht, ist es so, als käme man in eine Landschaft, die vom Laufe der Zeiten unberührt geblieben ist. Kein Mensch, kein Laut, nur das Strömen des Elbflusses, nur der Flügelschlag eines bei seiner Mahlzeit gestörten Fischadlers, nur das unaufhörliche Geläut der Unken und nur ein leiser Wind im Laub der mächtigen Eichen, die hier einzeln, dort in Gruppen stehen und allmählich elbaufwärts in das

Urwaldgelände des Elbholzes

mit seinen uralten, zum Teil fast tausendjährigen Eichen übergehen. Fast scheut man sich, laut zu sprechen, und die Vorstellung fällt leicht, daß hier einst im meilenweiten Bruch- und Schlickgebiet der Elbufer riesige Eichenwälder wuchsen, in denen Tausende von Vögeln nisteten und wo in den Mondnächten der Wolf bis dicht an die Ufer des Stromes kam. Es



Giebelschmuck in Penkefitz, Kreis Lüchow-Dannenberg



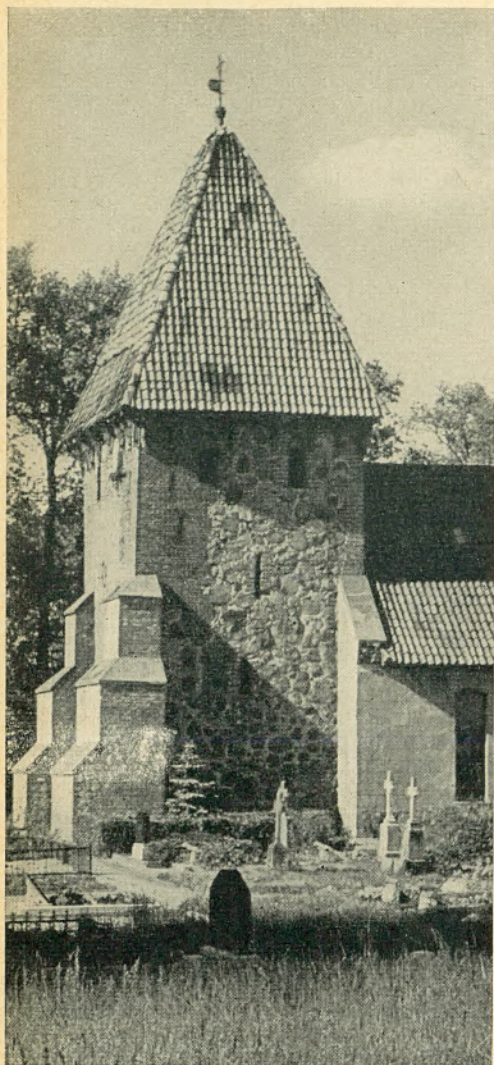
Die „Königseiche“ im Elbholz

Brack im Elbholz bei Gartow. Das Elbholz gehört zu den schönsten und urtümlichsten Eichenauwäldern Deutschlands



Doriplatz in Jameln bei Lüchow, einem der typischen Rundlingsdörfer des „Hannoverschen Wendlandes“. In diesen Rundlingen sind die Höfe kreisförmig um den meist sehr geräumigen Doriplatz angeordnet, wobei die Scheunentore in der Regel zur Platzmitte weisen. Meistens tragen die Balken über den Scheunentoren Inschriften besinnlichen Inhalts





Feldsteinkirche in Satemin, westlich Lüchow

wird ja wohl hier irgendwo zwischen Dannenberg und Schnackenburg sein, wo noch heute der uralte Wildwechsel zwischen Ost und West über die Elbe führt und auf dem seit 1945 wiederum die Wölfe aus dem Osten in die großen Waldgebiete der Lüneburger Heide bei Unterlüß hinüberwechseln, wie die Wolfsabschüsse der letzten Jahre beweisen.

Ein Erlebnis auch der einsame Gartower Forst. Kilometer um Kilometer zieht sich der Weg durch den schweigenden Wald, durch Kiefern, Tannen, Buchen und Eichen, immer wieder Eichen. Mitten im Wald die Försterei Wirl, verwunschen, zeitlos, weit, ganz weit weg von der Hast unserer Tage. Und dann wieder Wald, Kilometer um Kilometer.

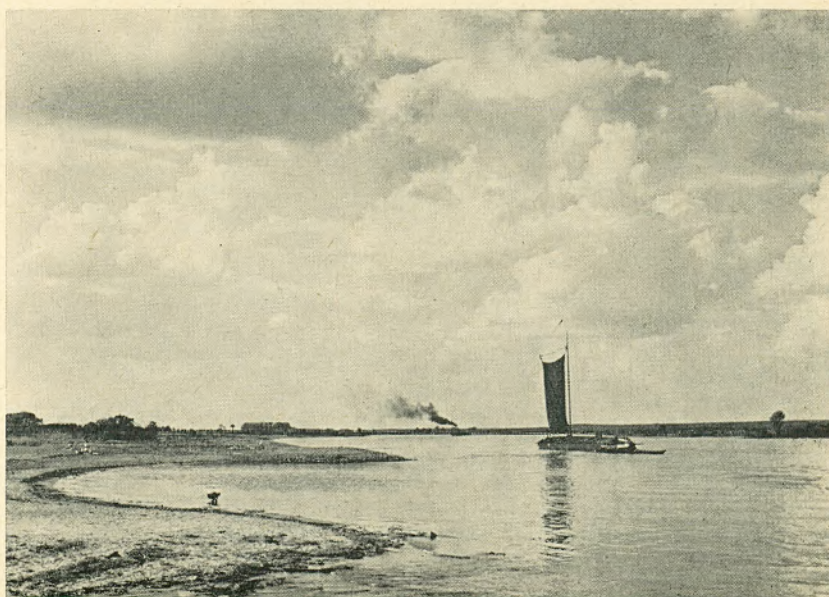
Ein Paradies der Stille nannten wir eingangs unseres Artikels die Landschaft. Das ist es. Auf unserer Fahrt vom Hölbeck über das Elbholz den Deich entlang nach Schnackenburg und von hier nach Gartow begegneten wir auf einer Strecke von rund 35 Kilometern mit Ausnahme einiger Zöllner, einiger Bauern, die auf dem Felde arbeiteten, und gelegentlichen Dorfbewohnern keinem Menschen, keinem Spaziergänger, keinem Wanderer und nur ein oder zwei Kraftwagen. Von Gartow durch den gesamten Gartower Forst bis in die Nähe der Kreisstadt Lüchow ebenfalls kaum Menschen und Kraftfahrzeuge, und auf unserer Fahrt quer durch den Drawehn am Hohen Mechtin vorbei bis an den Südrand des Waldgebietes der Göhrde überhaupt kein Kraftfahrzeug und nur ganz wenige Menschen. Allerdings haben wir die großen Straßen nach Möglichkeit gemieden und sind Wege gefahren, die höchstens von aufgeschrecktem Wild gekreuzt wurden, über denen der herbe Duft der Wiesen, des Wassers oder des Waldes lag und in deren Staub die Sonne ihre Kringel malte. Daß es solche Wege gibt, daß man sie Kilometer um Kilometer, Stunden um Stunden benutzen kann, das ist vielleicht das wesentlichste Merkmal der Ostheide.

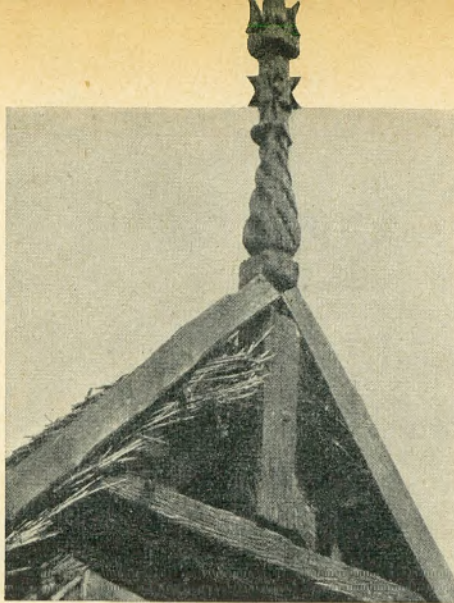
Wiesen, Felder, Wälder, Wasser und Stille im Verein mit der Welt des ländlichen Alltags, das ist die beglückende Sinfonie dieser vielgestaltigen Landschaft, die man ohne zu übertreiben ein norddeutsches Kleinod nennen kann. Wer die Überfülle an anderen Orten beklagt, hier hat er die Möglichkeit, einen geruhsamen Urlaub zu verleben und täglich, ja stündlich eine Welt neu zu entdecken, von der man in dem hastenden Getriebe unserer modernen Zeit fast glauben möchte, daß es sie nicht mehr gibt.



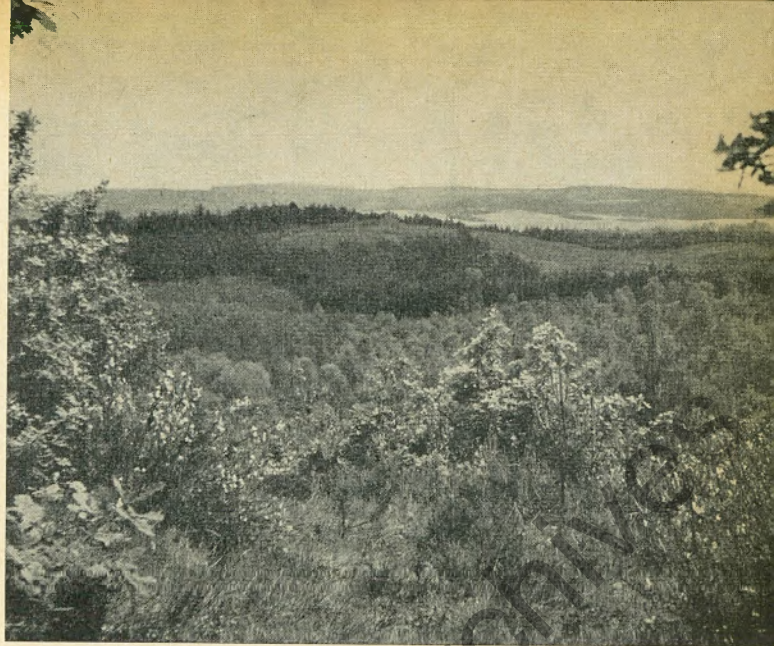
Alter Bauernhof (Dorflplatzfront) im Rundlingsdorf Jameln

Elblandschaft bei Schnackenburg

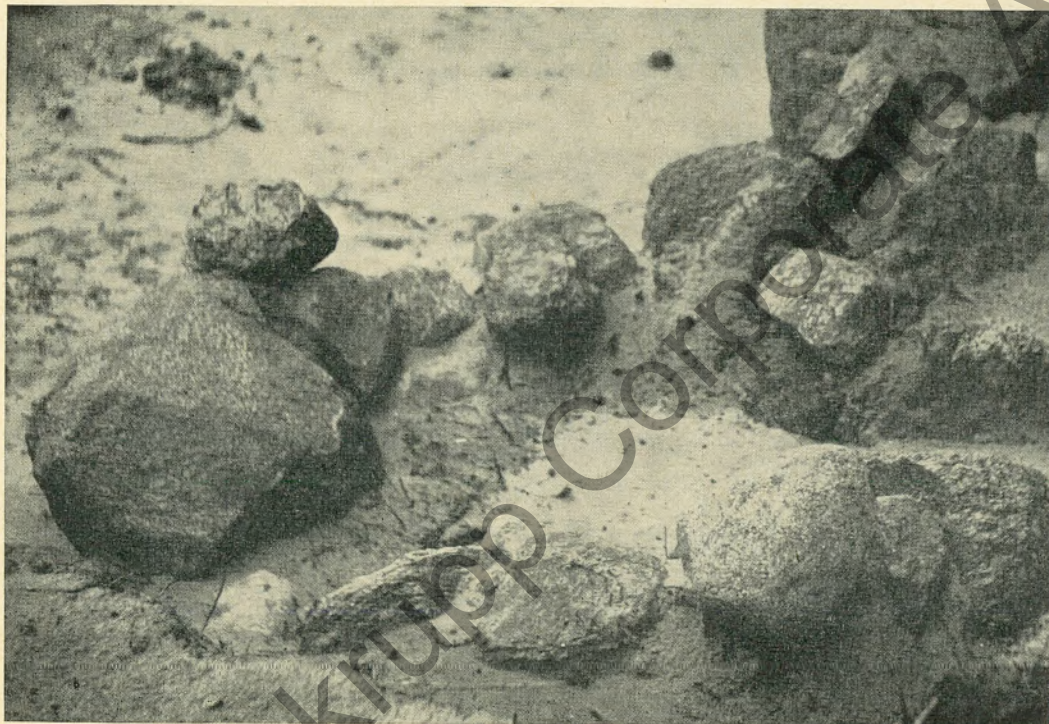




Giebolochmude eines Dauernhauses
in Capern, Kreis Lüchow-Dannenberg

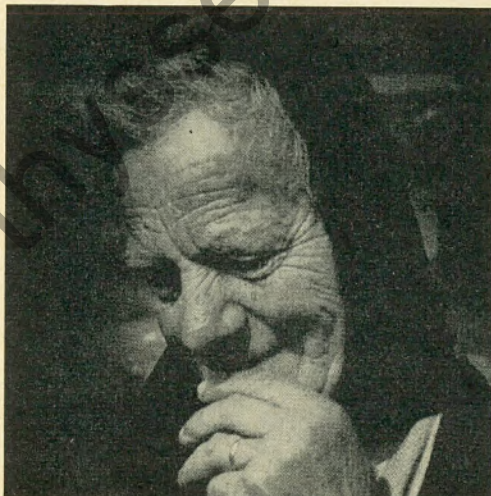


Im Drawehn



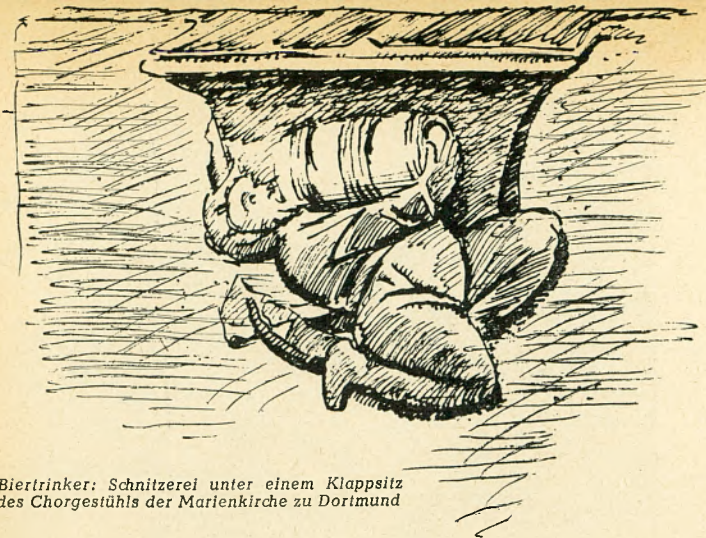
Ein Erlebnis besonderer Art:
Auf unserer Erkundungsfahrt
stießen wir zufällig auf die
fast zweitausendjährige
Feuerstelle (vermutlich Reste
eines Backofens), die kurz
vorher in einer frisch
ausgehobenen Sandkuhle
gefunden wurde. Sogar
die alte Herdasche
war noch vorhanden

Alte Bäuerin aus dem Wendland



Am Ufer der Aland





Biertrinker: Schnitzerei unter einem Klappsitz des Chorgestühls der Marienkirche zu Dortmund

Das Bier

im Volksbrauch

Es ist erstaunlich, immer wieder feststellen zu müssen, daß Errungenschaften, die sich durch das Mittelalter bis in unsere Zeit erhalten haben, bereits Wurzeln in einer Zeit schlugen, die uns kaum noch vorstellbar sind. Zu diesen alten Geschichten gehört auch die des Bieres, das noch heute, wenn auch in veränderter und zweifellos wohlgeschmeckender Art, zu den gängigsten deutschen Getränken zählt.

Bereits von den ältesten Kulturvölkern wurden aus Früchten durch Gärung Produkte hergestellt, welche immerhin als Vorgänger des heutigen Bieres bezeichnet werden können. Schon die Ägypter sollen 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung aus gemalztem Getreide erzeugtes Bier eingeführt haben. Wenn man heute noch gelegentlich von dem „pelusischen“ Getränk spricht, so führt diese Benennung auf die alte Bierstadt Pelusium zurück, gelegen an einer der Nilmündungen. — Nach einer deutschen Sage hingegen ist der König von Brabant, Gambrinus

(1200 n. Chr.), als Erfinder des Bieres anzusehen, als dessen Schutzpatron er auch in unseren Tagen noch bei den Brauern gilt.

Mit der kulturgeschichtlichen Entwicklung gelangte auch die Bierbereitung zur größeren Vervollkommenung, bis dann das Brauen im 16. Jahrhundert die höchste Blüte erreichte. Besonders gepflegt wurde es in den Klöstern — die Klöster Niedersachsens und Westfalens sind davon nicht ausgenommen —, ganz gleich, ob es sich um Mönchs- oder Nonnenklöster handelte.

Es ist Fabio Chigi, der Päpstliche Gesandte, der uns die Zubereitung des Bieres im 16. Jahrhundert schildert: „Trank gibt die Gerste, geweiht und gekocht auf lodern dem Feuer, bitteren Hopfens ein wenig hinzu

und der Nektar ist fertig!

Ohne ihn nennt man es Keut, doch mit ihm heißen sie Bier es.“ So einfach, wie Chigi die Zubereitung hier bezeichnet,

war sie gewiß nicht, wie aus alten Rezepten dieses sehr komplizierten Verfahrens zu ersehen ist.

Bis ins 19. Jahrhundert war es selbstverständlich, daß jeder größere Bauer für seinen Hausbedarf sein Bier selbst braute, für die reichlichen und üppigen Festivitäten und den starken Verbrauch während der Ernte.

Noch einmal führen wir einen Ausspruch des Päpstlichen Gesandten Chigi an, als er in Lengerich Bier kostete, das, „Gräsing“ genannt, dick und trübe gewesen sein soll: „Noch etwas Schwefel dazu und der Höllentrunk ist fertig.“ Dem Eingesehenen schmeckte jedenfalls sein selbstgebrauter Trunk, und er lud stolz dazu ein. Als Beispiel eine Einladung der Nachbarin zur Kindtaufe: „Gun Dag int Hus! Gruß van Schultens un itt sollen et ink gefallen loten, op taukummen Sondag bin Köppken Traust (Täßchen Kaffee), Buetter un Stuten, Fuesel un Bäier ink intefinnen to de Kinnaupe (Kindtaufe) un inke Mann dann as Kumpier (Gevatter), de Kostgängers apatti met.“

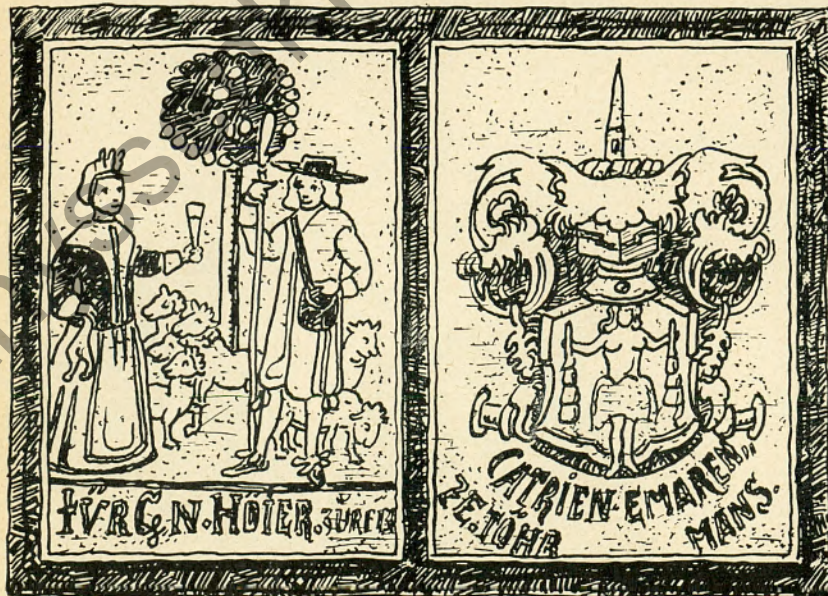
Auch an Hochzeitstagen spielte das Bier eine große Rolle, eine größere wohl noch, wenn es galt, einem Verstorbenen

„dat Fell to versupen“.

Dieser „sinnige“ Brauch hat sich in vielen, vor allem ländlichen Bezirken bis heute erhalten, nur mit dem Unterschied, daß sich die Feier auf die Dorfwirtschaften verlagert hat, und es kann vorkommen, daß man die Zeit von 9 Uhr bis 16 Uhr dazu braucht, um dieser nachbarlichen Pflicht Genüge zu tun.

In unserer Heimat war es Brauch, daß die junge Frau des Anerben, also die zukünftige Bäuerin, auf der Schwelle der Missendör, durch die sie Einzug hielt in ihr neues Heim, mit einem Willkommenstrunk begrüßt wurde, der gewöhnlich aus Met (Honigbier) bestand und in einer großen, zinnernen „Beer-

Fensterbierscheiben: Schäferwappen (18. Jahrhundert)



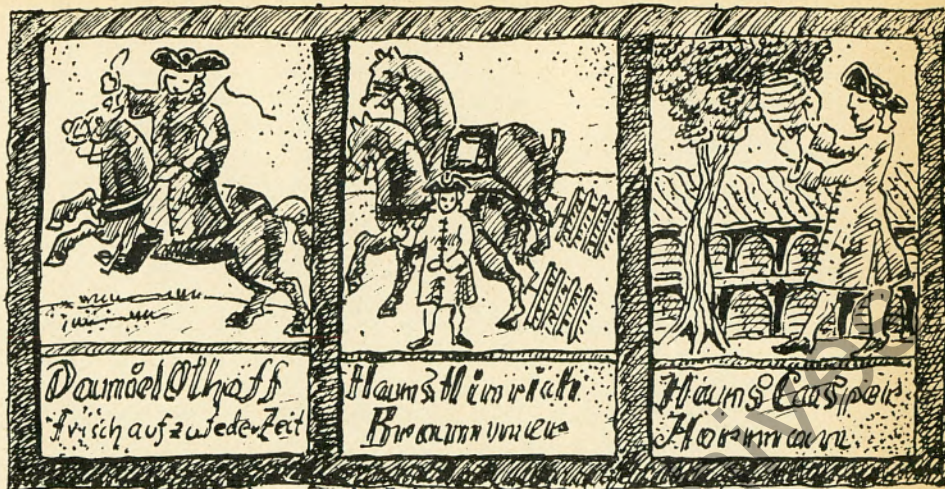
kanne“ oder auch in einem schön buntbemalten Krug gereicht wurde, der mit beziehungsreichen Bildern und launigen Sprüchen versehen war.

Der Met war bis zum Ausgang des Mittelalters ein sehr beliebtes und stark berauschendes Getränk und wurde nach einem recht einfachen Rezept aus

Honig und Wasser = 1:8

zubereitet; als Zutaten nahm man noch ein Beutelfchen mit Hopfen und einen Löffel voll Bierhefe. In großen irdenen oder hölzernen Kannen wurde das selbstgebraute Bier für die durstigen Erntearbeiter mit auf die Felder genommen. Beliebt war auch eine „kalte Schale“ aus Braunbier.

Oft besaß nur die Kirche in einer Gemeinde eine Braupfanne, die nur von Gemeindemitgliedern benutzt werden durfte. Möser, der ja im bäuerlichen Leben sehr auf Ordnung und Solidität hielt, plädierte für die Wiedereinführung dieser Gepflogenheit und nannte sie das sicherste Mittel, wieder zu einwandfreiem Bier zu kommen. Daß die Klöster, von denen sonst gerühmt wurde, daß in ihren Küchen ein besonders gutes Bier gebraut wurde, diesem Ruf nicht immer gerecht wurden, beweist nach Jostes ein Bericht aus dem in der heimatlichen Geschichte oft erwähnten Kloster der Freckenhorster Nonnen: „Im Kloster Freckenhorst braute man ‚von altersher das gemeinste Bier‘ (vilissima cerevisia), das ‚höchstens ein überaus



Fensterbierscheiben aus der Celler Gegend

armer Mensch trinkbar‘ finden konnte, bis die Äbtissin Adelheit am Ende des 11. Jahrhunderts einführte, daß jede Nonne täglich fünf Becher ‚guten Bieres‘ erhielt.“ Das Bier scheint in den Jahrhunderten vor unserer Zeit

weit mehr ein Getränk für Frauen

gewesen zu sein als heute. Im Saterland brauten sogar die Frauen selbst im Dorfbräuhaus den Bedarf für ihren Haushalt, dem sich dann nach vollbrachtem Werk ein „Bierkränzchen“ anschloß. Im Laufe der Zeit vervollkommnete sich die Braukunst sehr. Selbständige Brauereien entstanden aber erst in jüngerer Zeit. Dafür entwickelten sich in den

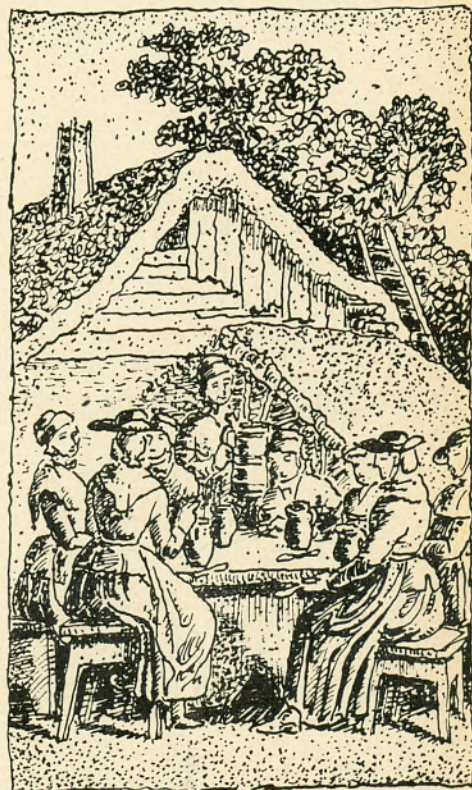
Städten zahlreiche Wirtschaftsbrauereien, die unter der volkstümlichen Bezeichnung „Quetschen“ bekannt waren. Der Brauer, oft Ackerbürger, Bäcker und Wirt in einer Person, war so nach verschiedenen Seiten wirtschaftlich gesichert, denn in schlechten Zeiten trank der sparsame Bürger oder Bauer, der zum Gottesdienst in die Stadt kam, nur für einen Silbergroschen ein „Mengel“, das ist ein halbes Maß Bier.

Vor der Verwendung des Hopfens benutzte man zum Brauen Grut oder Porst, eine Art wilden Rosmarins. Diesem Zusatz verdankt das Bier in vielen Städten seinen Namen als „Grutbier“ oder „Grusing“. Manche Stadt war stolz

Bäuerinnen beim Bierkränzchen im Dorfbräuhaus (nach einem alten Stich)



Metkanne (Holz) und Tonkrüge



auf den speziellen Namen ihres Heimatbräus, z. B. „Osnabrücker Buse“, „Hamm-sches Keutbier“, „Münstersche Keut“, „Ramma“ in Herford und das starke

„Adambier“ aus Dortmund.

Schließlich unterlagen doch die vielen Biersorten der ausländischen Konkurrenz. Auch in Osnabrück ging das einheimische Bier seit 1867 so zurück, daß es nur noch an einer Stelle gebraut wurde. Das-selbe Schicksal ereilte das im 16. Jahr-hundert weithin ausgeführte Paderborner Bier. Und dann begann die Zeit der großen Brauereien. Von einem volkstüm-lichen Gewerbe konnte aber keine Rede mehr sein.

Doch schon bevor diese Zeit anbrach, war man in Dortmund einem starken Tropfen nicht abgeneigt, wenn auch lange Zeit darüber verging, bis das Dortmunder Bier internationalen Ruf erlangte. Mit der Aufhebung der Stadt-brauereien, bei denen jeder Wirt das Bier durch einen vereidigten Brauer her-stellen lassen konnte, wobei er Roh-material und Brandholz selbst zu liefern hatte, wurde das Bier dünn und minder-wertig. Eine grundlegende Besserung trat erst nach der oranien-nassauischen Re-gierungsverfügung von 1803 ein, die verbot, andere Zutaten als Hopfen und Malz zu verwenden, und die Polizei verpflichtete, die Richtigkeit des Maßes zu prüfen. Nach dieser Bierverordnung übertrug man den besten Bierkennern unter den Ratsherren, den sogenannten „Gruitherrn“, die Aufsicht über das Brauereigewerbe.

Die Dortmunder Ratsbrauerei lag hinter dem Rathaus und hieß im Zusammen-hang mit dem Gruitbier „Grütte“. Gruitbier wurde vermutlich aus Wei-zen hergestellt, gelegentlich aber auch aus Weizen mit Hafer gemischt. Schon im 16. Jahrhundert wurde Hopfen-bier gebraut, aber damals nicht sehr ge-

schätzt. Dem Gruitbier folgte das Keut-bier. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts be-vorzugte man das Altbier und neben ihm das stark eingebraute Adambier.

Die ersten Dampfbierbrauereien wurden 1842 gebaut. Die gewerbsmäßige Brau-anlage von einst wurde von einem Esel oder einem Pferd angetrieben, die im Rad liefen; später folgten dann die großen industriellen Anlagen mit ge-waltigen Dampfmaschinen.

Ende des 17. und Anfang des 18. Jahr-hunderts, als der Bauer sein Bier noch selbst braute, war es besonders in Nieder-sachsen üblich, zur Hausrichte

„Fensterbierscheiben“

zu schenken. Diese Scheiben sind bunt und oft sehr originell bemalt. Die obere Scheibe zeigt gewöhnlich den Beruf, nicht etwa des Beschenkten, sondern des Gebers an. Nie aber zeigt sich der Geber in seiner Berufskleidung auf dem Bild. Die elegante, städtische Kleidung ist für ihn und die Seinen gerade gut genug. Der Lehrer unterrichtet z. B. statt der-ber Bauernkinder nur elegante, kleine Stadtherren. Sogar die Pferde haben ein geradezu höfisches Aussehen, und damit nicht genug, spannt ein Bauer vier Hirsche vor seinen Pflug, während die Bäuerin im höfischen Gewand, mit einer vielzackigen Krone auf dem Kopfe ihm einen Trunk kredenzt. Unter dieser bunten Scheibe ist gewöhnlich zu dem Namen des Gebers noch ein Spruch an-gebracht. So liest man z. B. „Der Herr beschütze Korn und Wein, der Hagel schlage die Fenster ein!“ Die Feste, die dem Erbauer des neuen Hauses durch diese Stiftungen aufgenötigt wurden, waren, da sie mit der Zeit ausarteten, eine rechte Plage, und es mag wohl sein, daß das für den Jahresbedarf selbst-gebraute Bier in dieser einen Nacht bis auf den letzten Tropfen getrunken wurde.

L. T.

KLEINIGKEITEN

Geschmiert

Neugierig steckte eine Amerikanerin die Hand durch den Schlitz eines alten Lon-doner Briefkastens. Ärzte, Polizisten, Feuerwehrleute und Postbeamte bemühten sich vergeblich, die Hand herauszu-ziehen. Schließlich schmierte eine Haus-frau die Hand mit Butter ein. Jetzt klappte es.

Naturgewalt

Unterbrochen wurden die Telefonver-bindungen zwischen der Südafrikanischen Union und Südrhodesien. Elefanten hatten unterwegs die Drähte herunter-gerissen.

Propheten

Die Beamten der Wetterwarte von Kan-sas City hatten ihren jährlichen Betriebs-ausflug für einen Tag angesetzt, an dem nach ihrer Voraussage schönes Wetter sein mußte. Der Ausflug verregnete.

Von Pappe?

Zur Schönheitskönigin einer Karto-nagenfabrik in Burwell bei London wurde die 22jährige Barbara Hayward gewählt. Sie erhielt den Titel „Miß Well-pappe 1958“.

Lehrmaterial

750 Dollar soll die amerikanische Ent-kleidungsstänzerin Marie Tappen an einen Mann dafür gezahlt haben, daß er ihr das Entkleiden beigebracht hat. Außer-dem verlangte er 650 Dollar für die Klei-der, die er ihr zum Ausziehen geliefert hat.

Herkulisch

Ins Innere des Gebäudes sollte die vor dem Delgado-Museum in New Orleans stehende Herkules-Statue geschafft werden, weil sie dem Vorstand zu nackt erschien. Er mußte seine Absicht auf-geben, weil sich nicht genug starke Männer fanden, den Herkules die Treppe hinaufzuwuchten.

Massenflucht

Unangreifbar entzog sich bei Nalbari in Indien ein Fußballschiedsrichter den An-griffen der wütenden Zuschauer. Er floh auf dem Rücken eines Elefanten.

Verzaubert

Pech hatte ein Zauberkünstler in New-castle. Während er in einer Gaststätte ein Bier trank, verschwand aus seinem parkenden Wagen das gesamte Zauberge-rät.

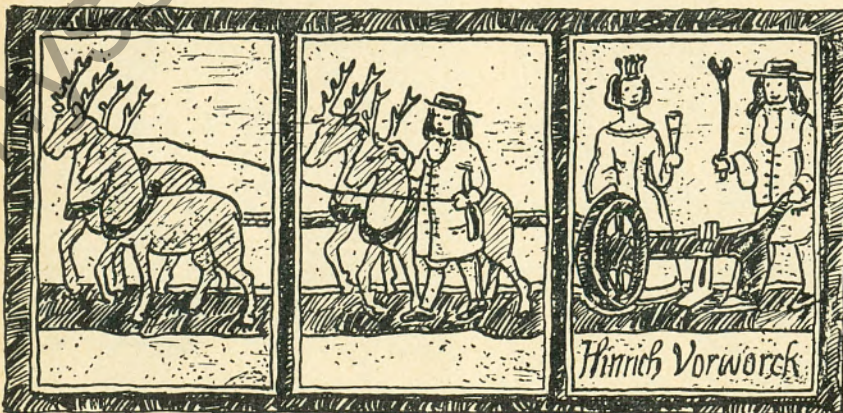
Kunst

Seltsam betitelt waren die preisgekrönten Gemälde einer Ausstellung von Kinder-malereien in Cheam bei London. Sie hießen „Das verkrüppelte Gespenst“ und „Galgen im Abendsonnenschein“.

Geangelt

Kurz war die Freude des Siegers in einem Wettangeln bei Burnet in Texas. Als er mit seiner Beute an Land kam, wurde sie von einem Fischereiaufseher beschlagnahmt, weil er zuviel geangelt hatte.

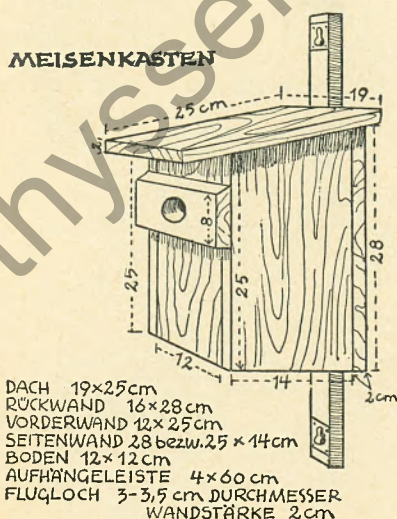
Fensterbierscheiben: Hirschespann (18. Jahrhundert)



Wir bauen ein Vogelhaus

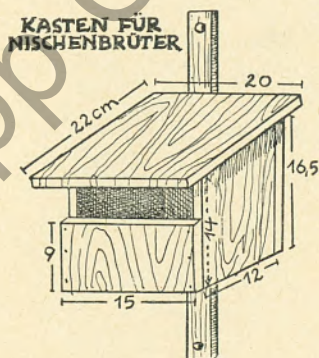
Im Garten zwitschern die Vögel, diese lustige Gesellschaft, deren Munterkeit wohl niemand missen möchte. Aber selbst wenn einer kein besonderer Vogelliebhaber ist, so wird er mindestens die Nützlichkeit der Singvögel anerkennen. Sie vertilgen nämlich Unmengen schädlicher Insekten, die Obst- und Gartenbau gefährden. Eine Meise futtert am Tag so viel, wie ihr eigenes Körpergewicht ausmacht. 1,6 Milliarden DM Schaden entstehen jährlich im Bundesgebiet durch tierische Schädlinge. Um wieviel höher läge diese Summe, wenn uns nicht die Vögel so fleißig bei der Schädlingsbekämpfung zu Hilfe kämen.

Darum ist Vogelschutz ein dringendes Gebot. Durch unsere fortschreitende Zivilisation werden die natürlichen Lebensbedingungen der Vögel stark beeinträchtigt. Die Waldbestände, Brachland, Hecken, alte Bäume, Heide und Moor verschwinden immer mehr und damit die natürlichen Nistgelegenheiten unserer gefiederten Freunde.



So ist unsere Pflicht, neue Niststätten zu schaffen. Unsere Gärten sollen als Umzäunung wieder eine Hecke haben. Hainbuche, Fichte, Heckenrosen, Brombeeren, Alpenjohannisbeeren sind dafür geeignet. Für Vögel, die in Höhlen und Nischen brüten, hängen wir Vogelkästen aus.

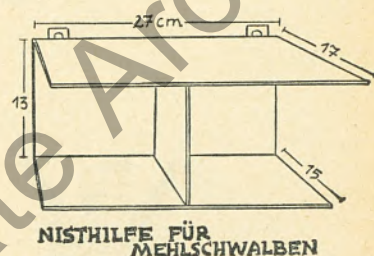
Die Zeichnung zeigt einen selbstgebauten Meisenkasten. Wir nehmen Kiefern- oder Fichtenholzbretter (2 cm stark, gut gelagert) und für das Dach Eichenholz mit teerfreier Pappe überzogen. Das Dach steht 2 cm über und ist mit Scharnieren aufklappbar und mit Ösen und Haken



festgemacht. Die Zeichnung zeigt die übrigen Maße. Das Flugloch (15 cm vom Bodenbrett entfernt) wird schräg nach oben eingesägt, daß der Regen nicht eindringen kann. Es wird mit Glaspapier gut geglättet. Im Bodenbrett befinden sich zwei kleine, 1/2 cm große Ablauflöcher.

Der Hausrotschwanz, der Grauschnäpper, die Bachstelze brüten in Nischen. Für sie bauen wir einen Kasten für Nischen-

brüter, der auf der Zeichnung zu sehen ist. Zum Aufhängen der Kästen befestigen wir eine Aufhängeleiste, die oben und unten 15 cm übersteht und an beiden Enden eine Metallöse hat. Die Kästen werden (3 m von der Erde) etwas schräg nach vorne aufgehängt, daß der Regen nicht eindringt. Das Flugloch soll nach Süden, Südosten oder Osten gewandt sein. Der Kasten darf an keiner windigen oder zu schattigen Stelle hängen. Der Anflug soll durch Hecken oder Bäume gegen Raubvögel aus der Luft gesichert



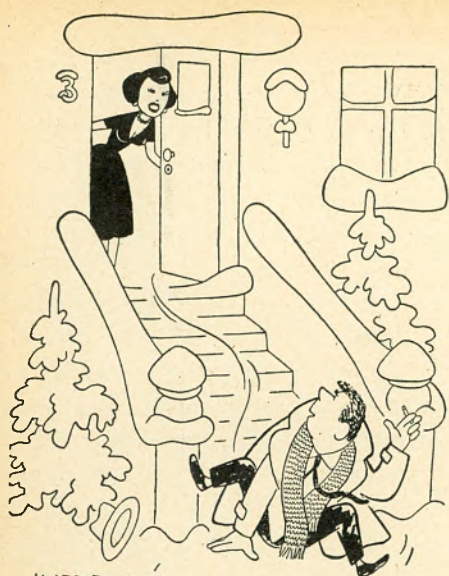
sein. Und Vorsicht vor den Katzen. In 2 m Höhe von der Erde muß rund um den Baumstamm ein Katzenhindernis angebracht werden. Es besteht aus einem Kranz aus Stacheldraht. Für diesen Zweck gibt es auch besondere „Stachelkränze“ zu kaufen.



Im Herbst werden die Kästen gesäubert. Falls sich Sperlinge einnisten wollen, werden diese vertrieben.

Für die Mehlschwalben befestigen wir an der süd- oder südöstlichen Hauswand unter dem vorstehenden Dach mehrere Nistbretter, wie die Abbildung sie zeigt. Auch hier wieder Vorsicht vor Katzen. Für die Rauchschwalben, die im Stall ihr Nest bauen, bringen wir 10 cm unter der Decke Nestunterlagen an (siehe Zeichnung). Während der Brutzeit muß eine Fensterluke zum Aus- und Einflug offen bleiben. Die Nester werden im Herbst nicht entfernt.

Und nun ans Werk. Unsere kleine Mühe wird uns um ein Vielfaches belohnt werden.



KURT FLEMIG

Glatteis.

„Soll ich Ihnen etwas Sand streuen, Hans?“

„Danke, ich bin schon unten!“

Kurz gelacht



KF

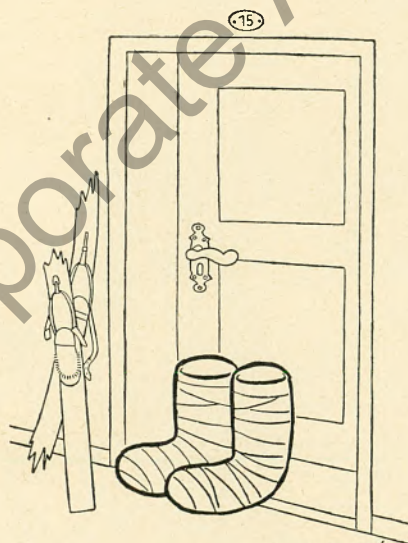
„Treiben Sie auch Wintersport?“

„Ja, ich huste!“



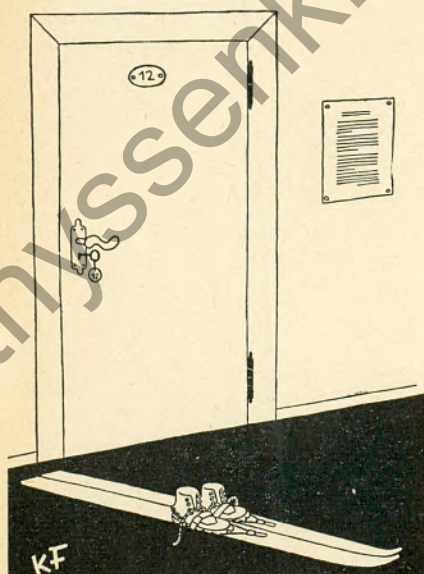
KURT FLEMIG

„Tolle Sache,
diese Skier mit Düsenantrieb!“



KURT FLEMIG

Saisonbeginn



KF

Anspruchsvoller Skisportler



KURT FLEMIG

„Der Wasserhahn ist eingefroren, Männer!“

„Na, dann kann er wenigstens nicht
mehr tropfen!“

Das Rätsel

Lösungen aus dem Dezemberheft

Lösung des magischen Quadrats

1. Salon, 2. Adele, 3. ledig, 4. Olive, 5. Neger.

Auflösung „Für Sportler und Spieler“:

Waagerecht: 1. Tischtennis, 7. Ski, 9. Aar, 12. Puppe, 13. SOS, 14. Urubu, 15. pur, 16. Eva, 17. Ewe, 18. Ehe, 20. Ortler, 22. rar, 24. Nullen, 26. Adana, 28. Amateur, 32. Laterne, 36. Leu, 37. Miere, 40. Aal, 41. Istar, 42. Koran, 43. PS, 44. Palma, 48. Regatta, 50. Tollwut, 52. Stute, 55. Stapel, 59. Abo, 60. Schach, 63. Tun, 64. ein, 65. Rot, 66. mel, 67. Capri, 69. die, 70. Osten, 72. Hai, 73. ent, 74. Karambolage.

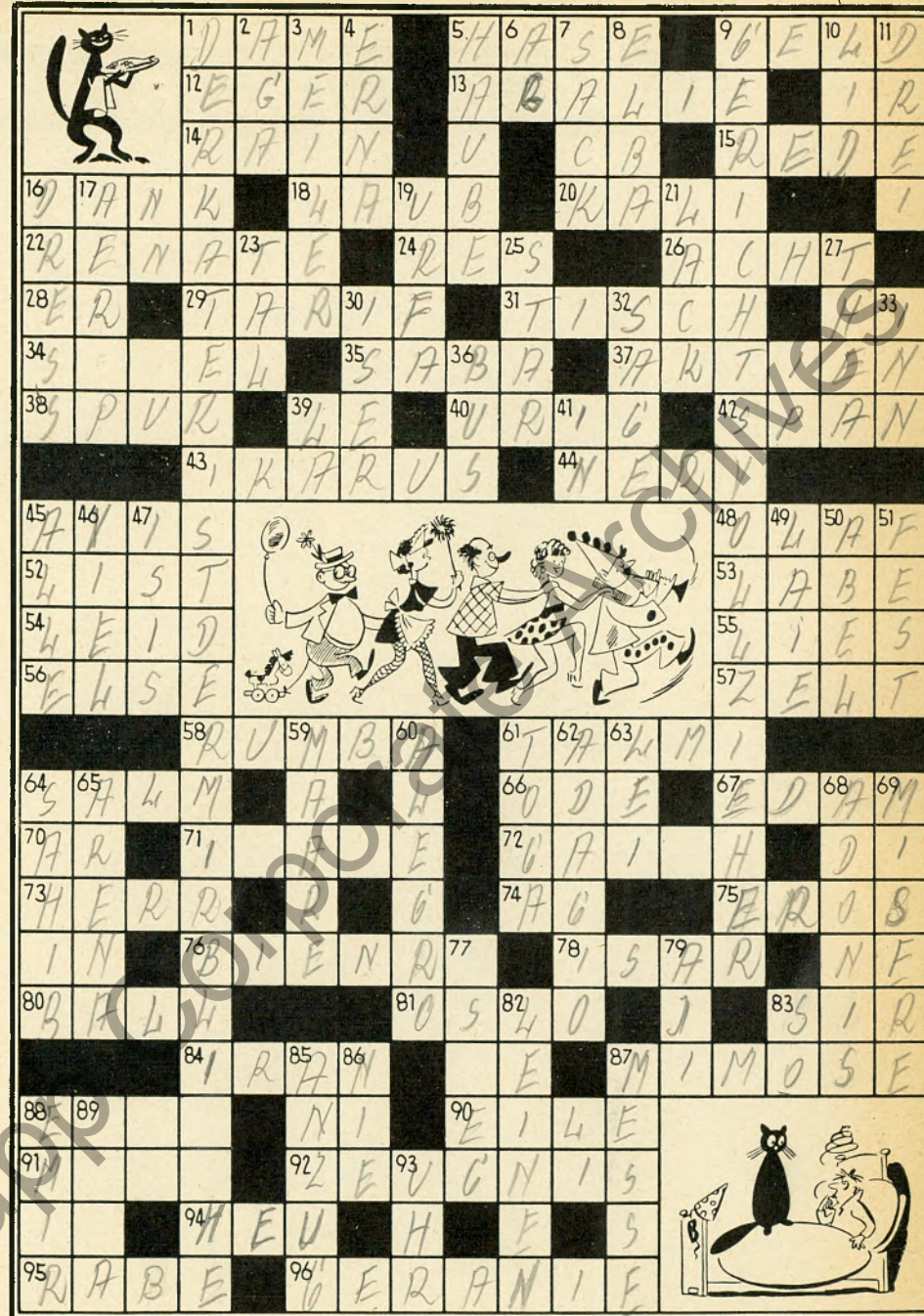
Senkrecht: 1. Tip, 2. Speer, 3. Hasard, 4. eisern, 5. Nauen, 6. Sau, 7. Spur, 8. Kurt, 10. Abel, 11. Ruhe, 15. Pokal, 19. Enkel, 21. Lot, 23. Aare, 25. Lie, 26. Arm, 27. Ale, 29. Meise, 30. aus, 31. exakt, 33. Troll, 34. Raa, 35. Nandu, 38. Ida, 39. Rom, 43. Prost, 44. Pas, 45. Laub, 46. Ate, 47. Stahl, 49. Alp, 51. loh, 53. Tandem, 54. Torero, 56. Tuch, 57. Anaa, 58. Leier, 60. Stola, 61. Amen, 62. Cent, 68. Pik, 71. Tee.

Karnevals-Kreuzwort-Rätsel

In senkrecht Eins und Neun, verehrter Rater, wird dir genau erklärt:

Was ist der Kater?

Waagerecht: 1. Ihr muß der Herr den Vortritt lassen, 5. das ängstliche Tier, 9. Pinkepinke, 12. mündet in die Elbe, 13. Blattpflanze fürs Zimmer, 14. Akerand, 15. Ansprache, 16. sagt man für Wohltaten, 18. Blätterwerk, 20. Düngemittel, 22. Frauenname: die Wiedergeborene, 24. lateinisch: Sache, 26. Zahl, 28. sächtliche Fürwort, 29. Gebührenliste, 31. Möbel, 34. Geliebte Karls VII. von Frankreich (siehe Schillers „Jungfrau“), 35. arabisches Königreich des Altertums, 37. Wertpapiere, 38. Fährte, 39. französisch: der, 40. urwüchsig, 42. Holzsplitter, 43. Sohn des Dädalus (Flieger), 44. dient der Reizleitung, 45. Nachricht, Anzeige, 48. norwegischer Königsname, 52. Schlaueheit, 53. Erquickung, 54. Schmerz, 58. Anforderung, etwas zu entziffern, 56. Frauenname, 57. Behausung aus Stoff, 58. Tanz, 61. Unehliches, 64. Lachs, 66. Gedicht, 67. Stadt in Holland, 70. Flächenmaß, 71. Giraffenart, 72. mundartlich: armer Tropf, 73. gibt den Ton an, 74. Handels-



The crossword puzzle grid is 11 columns wide and 20 rows high. It contains 96 numbered squares. The letters are as follows:

1	D	2	A	3	M	4	E	5	H	6	A	7	S	8	E	9	E	10	L	11	D
12	E	G	E	R	13	A	B	A	L	I	E	14	R	A	I	N	15	R	E	D	E
16	A	N	K	17	18	A	V	B	19	20	K	A	L	21	22	R	E	N	A	T	E
23	24	25	26	27	28	29	T	A	R	30	I	F	31	T	I	32	S	C	H	33	34
35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78
79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100

gesellschaft, 75. Liebesgott, 76. fleißiges Insekt, 78. mündet in die Donau, 80. Tanzveranstaltung, 81. Stadt in Norwegen, 83. englisch: Herr, 84. Persien, 87. die empfindliche Pflanze, 88. Versroman, 90. Hast, 91. kubistischer Maler, 92. Bescheinigung über Leistungen, 94. Trockenfutter, 95. Vogel, 96. Balkonpflanze.

Senkrecht: 1. Der erste Teil des Spruches, 2. türkischer Titel, 3. Holzstoß des Köhlers, 4. Frauenname, 5. Kopfbedeckung, unter die das Mädchen kommen will, 6. Zeichen für Argon, 7. Beutel und Vorbild einer modernen „Linie“, 8. Insel im Mittelmeer, 9. unangenehmer Beamter und zugleich zweiter Teil unseres Spruches, 10. Augendeckel, 11. Zahl, 16. Sportkleidung, 17. griechischer Fabeldichter, 19. türkische Stadt, 21. glänzender Über-

zug, 23. Einkerbung, 25. Singvogel, 27. Frauenname, 30. mündet in die Elbe, 32. Überlieferung, 33. mündet in die Donau, 36. Auto für viele, 39. französisch: die, 41. nicht außerhalb, 48. jeder, 46. nicht wenig, 47. ägyptische Göttin, 49. kein Fachmann, 50. Kains Bruder, 51. Feier, 59. Kraterseen in der Eifel, 60. liedmäßiges Tonstück, 61. römisches Kleidungsstück, 62. langsames Tonstück, 63. rumänische Münze, 64. indische Anrede an den Europäer, 68. Kampfplatz, 68. der schöne Geliebte der Venus, 69. Notlage, 77. Stadt in Jugoslawien, 79. Mohammeds Schwiegersohn, 82. Gewebe, 83. auf diese Weise, 85. Männerkleidung, 86. strikte Absage, 87. große Warenschau, 88. arabischer Titel, 89. brasilianischer Staat, 98. schlägt auch im Fasching keinem Glücklichen.



Der Hüttenkicker

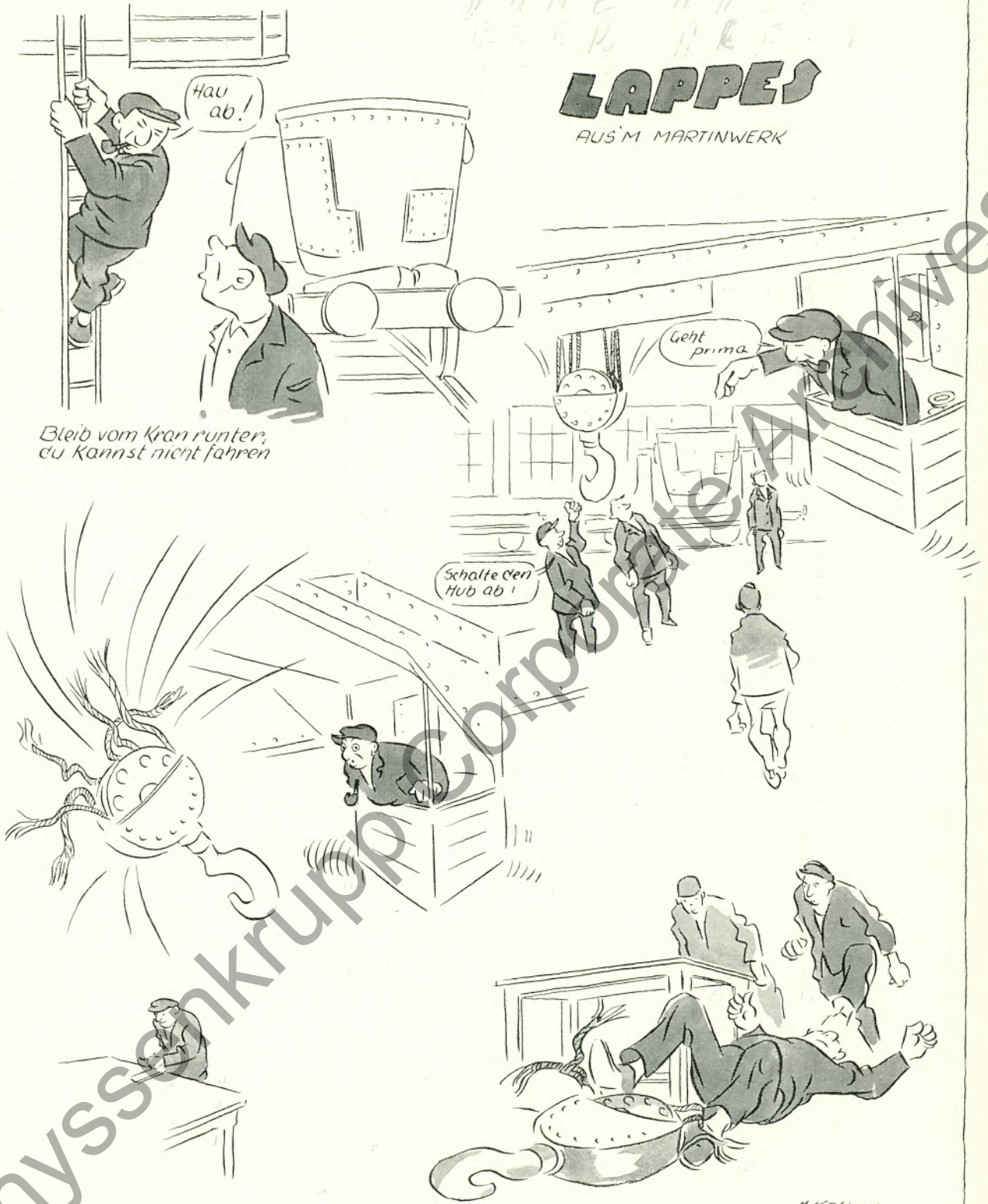
Ja, wer hätte zu Silvester
 letztes Jahr wohl dran gedacht,
 das diesmal den Sprung ins Neujahr
 wir mit Hula-Hoop gemacht!
 Schneller als die Bläschenkrankheit
 breitet Hula-Hoop sich aus.
 Schulbub, Backfisch, Urgroßmutter,
 Baby — keinen hält es drauß!
 Der den Reifen hat erfunden,
 der ist heut' schon Millionär.
 Daß doch ein Verbesserungsvorschlag
 auch mal so erfolgreich wär!
 Ließ sich ahnen, daß die Menschheit
 selig wird, wenn sie sich biegt,
 dreht und bückt, daß Glück und Geld buch-
 stäblich auf der Straße liegt?
 Keine Angst vor zuviel Kuchen,
 vor der fetten Sonntags-Gans:
 gegen überladnen Magen
 hilft ein flotter Reifentanz.
 Hat der Papa schwer geladen,
 dröhnt der Schädel wie ein Topf,
 streift ihm nur für fünf Minuten
 solchen Reifen übern Kopf.
 Die Gymnastik preßt wie Sauna
 Gifte aus den Poren 'raus ...
 Und entschlackt geht Papa pünktlich
 dann zur Arbeit aus dem Haus.
 Abends sagt er dankbar: „Prost!
 „Hula-Hoop! Ein wahrer Trost.“
 40-Jahre-Jubilare,
 im Dezember waren's viel.
 Wer so lange bei uns, ist nicht
 weit mehr von des Lebens Ziel:
 pensioniert sein, ohne Sorgen,
 vormittags spazierengehn,
 oder in der Kläppkenbude
 nach den alten Freunden sehn.
 Unterdessen greift das Leben
 unsre Jungen härter an,
 denn der Technik fehlt's an Nachwuchs.
 Weiter kommt nur, wer was kann.
 Einerseits sei's Wochenende
 für die Schule arbeitsfrei.
 Andererseits genügt nicht, was sie
 lernten, dort und nebenbei.
 Da die rechte Gleichung finden,
 das ist höhere Mathematik.
 Richtig sich spezialisieren,
 ja, dazu gehört Geschick.
 Fast schon tausend Möglichkeiten
 kennt die Automation.
 Welche, Kumpel, ist die rechte
 davon wohl für deinen Sohn?
 Er sei — Techniker von morgen —
 aufmerksam und konzentriert,
 und die Automatisierung
 will, daß er schnell reagiert.

Vieles, vieles muß er wissen,
 sei verantwortungsbewußt,
 Schwerstarbeit mach' er im Kopfe,
 die man einst von Hand gemußt ...
 Davon kriegt manch armer Tropf
 noch mal Schwielen in den Kopf!
 Aber bringt er dann nach Hause
 seinen wohlverdienten Lohn,
 merkt er doch, daß sich's rentierte.
 Lernen: man hat was davon.
 So zum Beispiel wirft er lässig
 sich auf seine Doppel-Couch.
 (Früher, bei dem alten Sofa,
 saß man oft im „Tale“, autsch!)
 Und er fordert von der Seinen
 das gewohnte Bild-Programm:
 „Reich mir meinen Fernseh-Smoking ...
 Dieser Frack sitzt mir zu stramm.“
 Ja, das kann man alles haben.
 Die Textilienläger — toll —
 (weil die Mode zu oft wechselt)
 sind zum Überlaufen voll.
 Klug ist bisher der gewesen,
 der gespart für 'n Ausverkauf.
 Heute geht man hin mit Vorsicht:
 „Hängt mir nichts von gestern auf!“
 — Jüngst in England kaufte einer
 ein Auto für anderthalb Mark.
 Auch so ein Modell von Anno
 Tobak, im Motor noch stark.
 Hüttenkicker will auch eines!
 Etwas mehr nur legt er an.
 In Betriebe, die uns ferner
 liegen, kickt er besser dann.
 Auch beim Stadion Rote Erde
 ist er dann in einem Nu.
 Den Borussen, die trainieren,
 schaut er fasziniert dort zu.
 Zählt im Bild, wieviel von ihnen
 bei uns auf der Hütte sind!
 Fußballleidenschaft vererbt sich:
 spielt der Vater — spielt das Kind.
 Vaters „Lohn“ sind Silberteller,
 doch das Kind wird nicht versetzt,
 wenn der Lehrer sich ob Fußball
 statt der Schularbeit entsetzt.
 Da gerät man in Konflikte!
 Ostern ist nicht mehr sehr weit.
 Aber erst für Vater, Mutter,
 Kinder kommt die tolle Zeit.
 Karnevalszug schon am Sonntag?
 Manchen freut das nicht zu knapp:
 wenn die Bahnen nicht mehr fahren,
 lief er sich die Füße ab.

Das wär's wieder mal für heut'.
 Nächstens mehr — Adschüß, ihr Leut.

LAPPES

AUS'M MARTINWERK



Alles was du tust und schaffst,
mach's richtig und gewissenhaft,
tu nicht's was du noch nicht gesehn,
Kann leicht ein Unglück draus entstehn

Das Fahren von Kränen, merk dir's gut,
erfordert Umsicht, Können, Mut.
Mit Mut allein ist's nicht getan,
in diesem Fall man's sehen kann

C. ARNOLD



**Verständnisvolle Zusammenarbeit
überwindet alle Schwierigkeiten!**